Volksbücher

der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung

Heft 13

Ernst Wichert:
Der Wilddieb

Hamburg-Großborstel
Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

WG336w

Volksbücher

der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung

Heft 13

Ernst Wichert: Der Wilddieb

11 7 7 4 3
2 4 7 11

Hamburg-Großborstel
Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung
1908

11.—20. Tausend

Inhalt.

Seite

Einleitung von Dr. Ernst Schultze . . . . . 3—4

Ernst Wichert: Der Wilddieb . . . . . 5—144

Für die Abdruckserlaubnis dieser Novelle schulden wir der Verlagsbuchhandlung Carl Reißner in Dresden Dank. Die Novelle ist dem 17. Bande der Gesammelten Werke (Litauische Geschichten Band 2) von Ernst Wichert entnommen.

Ein Bild Ernst Wicherts ist hinter Seite 4 eingeheftet.

Ernſt Wichert, von dem die Deutſche Dichter-Gedächtnis-Stiftung ſchon die packende Kriminalnovelle „Ewe“ in Band 10 der „Hausbücherei“ (Novellenbuch Band 2) gedruckt hat, wurde am 11. März 1831 in Inſterburg in Oſtpreußen als Sohn eines Juſtizbeamten geboren. Er verlebte den größten Teil ſeiner Jugend in Königsberg, wohin der Vater verſetzt wurde; dort beſuchte er Schule, Gymnaſium und Univerſität, dort brachte er auch den größten Teil ſeines Lebens als Richter zu. Nur vorübergehend war er in Memel und in dem litauiſchen Marktflecken Prokuls tätig, und erſt 1888 ſiedelte er als Kammergerichtsrat nach Berlin über, wo er am 21. Januar 1902 ſtarb.

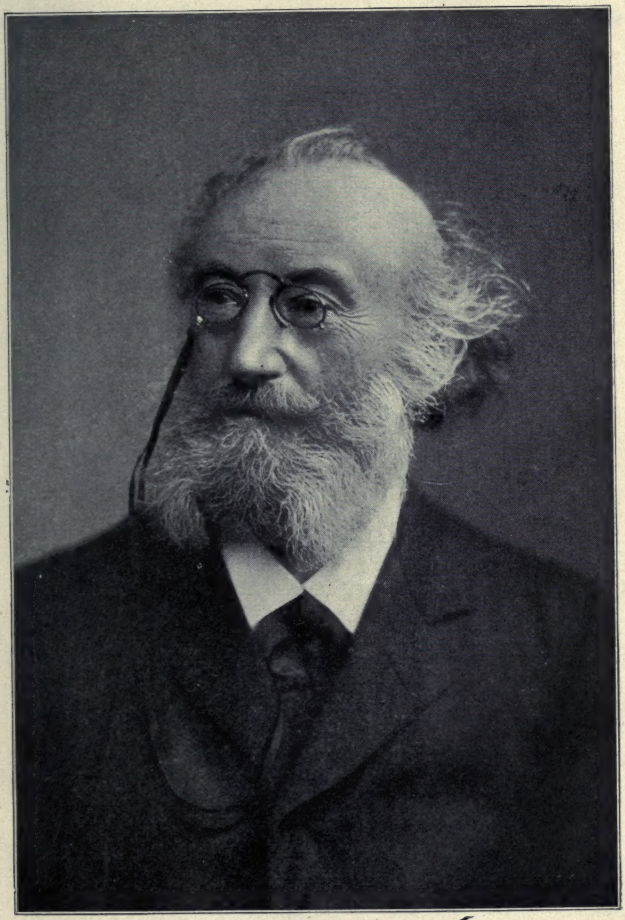
Die dichteriſche Tätigkeit Wicherts umfaßte Roman und Novelle, Luſtſpiel und Drama. Seine Stärke liegt zweifellos in der Schilderung heimatlicher Verhältniſſe der Gegenwart oder Vergangenheit in Novelle und Roman; hier entwickelt er eine beſondere Kraft der Anſchaulichkeit, der pſychologiſchen Vertiefung, ein hohes Maß kulturgeſchichtlichen und ſozialen Verſtändniſſes.

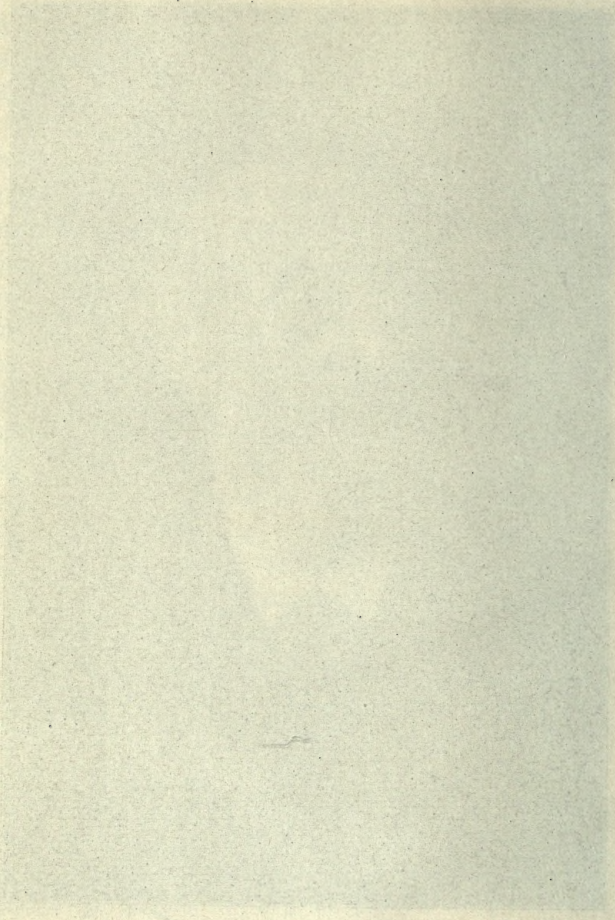
Unter ſeinen Novellen ſind die „Litauiſchen Geſchichten“ die bedeutendſten. Wichert hatte in den Jahren 1860—63 als Richter in dem Marktflecken Prokuls reiche Gelegenheit, die Eigentümlichkeiten des litauiſchen Volkes kennen zu lernen. Eingeſprengt unter die Deutſchen, in Sitte und Brauch von ihnen abweichend, dem deutſchen Fleiße

nicht gewachsen, interessierten sie ihn lebhaft. Ihre romantischen Verhältnisse, ihre Urwüchsigkeit und Natürlichkeit zogen ihn an, während ihr Mangel an Rechtsbewußtsein, die Häufigkeit von Scheinverträgen und Zeugenbestechungen, Meineiden und Verbrechen gegen Leben und Eigentum dem Juristen vielfachen Stoff zum Nachdenken boten. So schrieb Wichert aus der genauen Kenntnis dieses langsam verschwindenden Volkstums Novellen von einer psychologischen Kraft und Stärke, daß sie uns menschlich bis ins Innerste ergreifen; und das trotz größter äußerer Schlichtheit — denn der Dichter erzählt, als ob er ein Protokoll für das Gericht schriebe.

Die Erzählung „Der Wilddieb" zeigt diese Eigenart der Wichertschen „Litauischen Geschichten" besonders stark ausgeprägt. Obwohl wir den Litauer, dessen Geschichte er hier beschreibt, von der ersten Seite an als frechen Wilderer und den Seinen wie allen anderen Menschen gegenüber als rücksichtslosen Gesellen kennen lernen, können wir ihm dennoch, wie er in immer schärfere Konflikte gerät, unser menschliches Interesse nicht versagen. Vielmehr folgt ihm dieses bis zum Schluß: dem versöhnenden Schluß, daß sich der zum Verbrecher Gewordene selbst dem Gerichte übergibt, um die auf seinen Fang ausgesetzte Belohnung seiner Frau und seinen Kindern zu sichern — daß er sich aber erschießt, noch bevor das Gericht Hand an ihn legen kann.

Hamburg-Großborstel. Dr. Ernst Schultze.





Ernst Wichert:
Der Wilddieb.

Die kurze Juninacht über dem fünfundfünfzigsten Grade nördlicher Breite näherte sich da, wo er die Ibenhorster Forst am kurischen Haff schneidet, bereits ihrem Ende. Ganz dunkel war sie kaum eine halbe Stunde lang geworden, und auch während dieses Überganges von der Abend- zur Morgendämmerung hatten die Sterne an dem graublauen Himmel, der sich über Wald und Moor spannte, nur bleich geflimmert. Nun rötete sich im Nordosten über dem Rußstrom schon der Horizont. Es war ein fahles Rot, das Mühe zu haben schien, den Dunst zu färben, mit dem sich die Erde umhüllt hatte, und auch dort nur einen etwas reineren und tieferen Ton annahm, wo das Aufsteigen der Sonne zu erwarten stand. Es teilte sich, noch mehr abgeschwächt, auch dem graugrünen, mit einem binsenartigen Grase bewachsenen Moor mit, das zwischen den vorspringenden Waldrändern in breitem Streifen sichtbar wurde und sich endlos in die nebelige Ferne auszudehnen schien. Darüber trillerten die frühen Lerchen. Im dichten Walde schlugen auch bereits

die Nachtigallen an, in kurzen Läufen die Kehle prüfend. Ein kühler Schauer schien mitunter die Bäume anzuwehen; sie schüttelten das Laub oder wiegten die Nadelbüschel an den tiefgestreckten Ästen.

Weit und breit keine menschliche Ansiedlung zu erspähen. Was da vielleicht ganz hinten spitzgiebeligen Dächern ähnelt, sind Torfhaufen an den vielen tiefen Kreuz- und Quergräben, die das Moor durchziehen und sich in die Forst hinein fortsetzen, ohne ein Gefälle merken zu lassen. Im Herbst wird sie ein streckenweise undurchdringlicher Sumpf bis zum Haff hin, das sie meilenweit abgrenzt.

In einem der mit Wasser gefüllten Gräben lag an diesem frühen Morgen da, wo schon die ersten Waldbäume darüberhin schatteten, ein flacher Handkahn. In demselben saß eine Litauerin, trotz des Sommers mit einem Pelzrock bekleidet, dessen schmutzig-weißes Leder auf den Achseln und an der Brust hinunter blau und rot gemustert war. Sie hatte müde die Stirn unter dem schirmartig vortretenden Kopftuch in die Hand und den Ellenbogen auf den Rand des Kahnes gestützt, die Füße mit den kräftigen Lederschuhen unter die faltigen Röcke gezogen. Sie schlief nicht. Von Zeit zu Zeit hob sich ein wenig der Kopf und wendete sich lauschend seitwärts, um doch gleich wieder die frühere bequeme Lage einzunehmen. Die Frau, von deren Gesicht auch dann im nächtigen Dunkel wenig kenntlich

wurde, schien auf jemand zu warten. Vielleicht wartete sie so schon stundenlang. Daß sie sich für die Nacht vorgesehen hatte, bewies der Pelzrock.

Mehrere hundert Schritte nordwärts von diesem Versteck zog sich eine Waldspitze ins Moor aus, das hier auf kuppenartigen Erhöhungen mit Gesträuch und einzelnen verkrüppelten Birken bewachsen war. Vor Jahren mochte man einmal versucht haben, sie durch eine Umwallung zu schützen. Diese war jetzt verfallen und streckenweise vom Regenwasser wieder eingeebnet, konnte aber hier und dort wohl noch einem Manne in halber Höhe Deckung gewähren, besonders wo das Farrenkraut üppiger gediehen war. Hinter einem solchen Abschnitt zeigte sich denn jetzt auch, unbeweglich an den nächsten Fichtenstamm gelehnt, eine schattenhafte Gestalt. Die schwarzblaue Kappe, hinten bis über den Rockkragen hinabgezogen, ließ auf einen Litauer schließen, das Gewehr auf einen Jäger. Er hielt es, den Kolben unter dem Arm und die rechte Hand am Schloß, auf der Linken mit dem Lauf zur Erde gesenkt und richtete den Blick auf den Waldrand, das Austreten des Wildes erwartend.

Nun wurde plötzlich ein eigentümlich klapperndes Geräusch vernehmbar. Es kam von jenseits des Waldausläufers her und näherte sich ziemlich rasch. Sehr bald trabte auch ein Tier schwerfällig an den letzten Bäumen vorüber. Es hatte die Größe eines Pferdes und trug auf dem vorn sonderbar zuge-

ſpitzten Kopf ein mächtiges Schaufelgeweih. Am Halſe hing ein dicker Wamm mit langem, braunfarbigem Bart. Ein Elch! Jetzt klapperten die Hufe über eine Kuppe hin; einen Augenblick zeichnete ſich die ungeſchlachte Figur, anſcheinend rieſengroß, auf dem Morgenhimmel ab, um gleich wieder in der Senkung halb zu verſchwinden. Es folgte ein zweites ausgewachſenes Elch mit einem hochbeinigen Kalbe. Die Tiere entfernten ſich von dem Standorte des Litauers und tauchten von Zeit zu Zeit immer weiter hinter dem Gebüſch auf. Er war ſofort aufmerkſam geworden, hatte ſich gewendet und hob auch ein paarmal das Gewehr, ſetzte es aber kopfſchüttelnd wieder ab. Offenbar war die Entfernung für einen ſicheren Schuß viel zu weit, aber es ſchien ihm ſchwer zu werden daran zu glauben. Eine Weile wartete er noch, ob die Tiere vielleicht die Richtung ändern und ſich im Bogen nähern würden. Da dies nicht geſchah, ſtand er wieder unbeweglich wie zuvor, das Gewehr zum Anſchlage bereit.

Da raſchelte kaum zwanzig Schritte ſeitwärts das Laub, und ein feiſter Rehbock ſprang vor. Er ſchien nach wenigen Sätzen die Gefahr zu wittern, ſtutzte, ſtampfte mit den Vorderläufen auf und machte Kehrt. Zu ſpät! Schon knallte das Gewehr. Der Schuß hatte getroffen. Das Tier ſprang auf, überſchlug ſich, ſtürzte zu Boden, raffte ſich auf und ſtürzte wieder, die Elche ſetzten ſich in ſchnellere Be-

wegung und verschwanden bald auch mit ihrem Schaufelgeweih gänzlich aus dem Gesichtskreise.

Der Litauer eilte nach der Stelle, wo das Wild gefallen war. Er fand es bereits verendet. Sogleich zog er aus der Seitentasche seiner kurzen Jacke einen dünnen Strick, band damit dem Rehbock die Läufe zusammen und warf ihn über die Schulter, vorsichtig die Schußstelle, aus welcher der Schweiß tropfte, nach außen wendend. Das Gewehr behielt er in der linken Hand. Mehr laufend als gehend durchquerte er die Waldecke und das Moor bis zum nächsten Vorsprunge, hinter dem er den Graben und das Boot wußte. Die Frau war, sobald sie den Schuß gehört hatte, aufgestanden und mit dem Ruder in der Hand in die Spitze des flachen Fahrzeuges getreten, das sie ein wenig auf und ab schob, um sich zu überzeugen, daß es flott sei. Nun hob der Litauer die tiefhängenden Äste, warf seine Jagdbeute hinein und sprang selbst nach. Den Rehbock und das Gewehr bedeckte er eilig mit Tannenästen, die schon auf dem Boden bereit lagen. Dann ergriff er eine Stange, stellte sich in den hinteren Teil des Bootes und stieß ab. Lautlos glitt es über das schwarze Wasser hin.

Der Graben war zu schmal, um den Gebrauch des Ruders zu gestatten, die Frau benutzte es auch nur dazu, mitunter rechts oder links die Böschung zu streifen, um ein Auflaufen des Fahrzeuges zu verhindern. Der Litauer handhabte die Stange

aber so geschickt, daß diese Nachhilfe kaum nötig schien. Jetzt erst zeigte er sich in seiner ganzen Höhe von sechs Fuß, hochschultrig und breitbrüstig. Nachdem sie in einen Quergraben eingebogen waren und dann nochmals die Richtung verändert hatten, zog er trotz der Morgenkühle die Jacke aus und warf sie über die Zweige. Noch kräftiger drückten nun die Arme in den weiten Ärmeln des blauwollenen Hemdes auf die Stange. Das unten in den Stiefeln steckende Beinkleid von grauem Drillich war mit einem schwarzen Lederriemen um den Leib festgehalten, die Weste darüber offen, der Hals ganz frei. Die braunen Hände schienen wie aus Bronze gegossen. Auch die Kappe hatte er abgeworfen. Das blonde Haar war dadurch über der Stirn in Unordnung geraten. Um die Lippen und das Kinn bis zur Kehle hin zog sich ein dünner Bart, den wahrscheinlich noch keine Schere gestutzt hatte, die sanftgebogene Nase trat energisch vor, und die graublauen Augen blitzten von Zeit zu Zeit über die Grabenränder hinweg. Wenn er die Stange scharf hinter sich eingesetzt hatte, um sich mit dem ganzen Körpergewicht darauf zu lehnen, und sie dann wieder eine kurze Weile lose nachzog, flog das leichte Fahrzeug nur so durch die schmale Rinne. Er schien aber auch Eile zu haben.

Sich in diesem Gewirr einander kreuzender oder sich verzweigender, mitunter einen Flußlauf querender Gräben zurechtzufinden, konnte nur dem Orts-

kundigſten gelingen. Niemals aber ſchien der Litauer auch nur einen Augenblick unſicher. An einer Stelle verlief ſich die Fahrſtraße in einen verſchilften Sumpf, durch welchen ein Erdwall gezogen war. Er arbeitete ſich mit aller Anſtrengung denſelben hinan. Die Frau ſprang hinaus und hob die Spitze des Boots, ſoweit ſie dies mit einem kräftigen Ruck vermochte. Dann ſtieg auch er aus und zog es mit ihrer Hilfe höher hinauf und über die Krone des Dammes hinweg, bis es nach der anderen Seite kippte und wieder das Waſſer erreichte. Dann wurde die Fahrt, jetzt aber mit geringerer Eile, fortgeſetzt. Man ſchien ſich für geſichert zu halten.

Der Litauer hatte Grund gehabt, ſich möglichſt ſchnell unſichtbar zu machen. Nicht zehn Minuten, nachdem der Schuß gefallen war, trat eine Strecke am Waldrande aufwärts der Förſter vor, das Gewehr gleichfalls ſchußbereit. Er ſpähte über die Moorfläche aus, konnte aber niemand erblicken, und näherte ſich nun vorſichtig der Waldecke. Vor ihm ſchnupperte der Hund im Graſe, ſchien aber eine Fährte nicht finden zu können. Erſt in der Nähe des Erdwalles ſprang er luſtiger vor und ſtieß einen bellenden Laut aus. Der Förſter folgte ihm nun in geradeſter Richtung und fand die Stelle, auf welcher das Reh verendet war. Die Schweißſpur leitete den Hund bis zum Graben unter den Bäumen. Dort blieb er ſchweifwedelnd und knurrend ſtehen. „Verdammt!“ rief der Förſter. „Er hat ein

Boot gehabt." Jede weitere Verfolgung erſchien ihm ganz nutzlos. Er ſtieß ärgerlich den Kolben des Gewehrs auf den Boden. „Das iſt wieder der Pawils Lauronat, der Schuft," ziſchte er durch die Zähne. „Aber warte! Es iſt dir nicht geſchenkt. Wenn ich die Kanaille ein andermal treffe, ſchieße ich ſie ohne Erbarmen nieder!" Er ſchob haſtig mit dem Knebel den langen gelben Schnauzbart rechts und links zur Seite. „Wieder eine Nacht umſonſt zum Narren gemacht. Aber warte!"

Den Hund anrufend, entfernte er ſich waldeinwärts.

Der Förſter hatte richtig vermutet: Pawils Lauronat war der Wilddieb, und es geſchah nicht zum erſtenmal, daß er ſich ein Reh aus dem königlichen Forſt holte. Er war einer der ſechs Bauernwirte in der Dorfſchaft Gilguhnen, deren Äcker und Wieſen am Rande des großen Moors belegen waren. Das Grundſtück, in welches er ſich vor etwa zehn Jahren eingeheiratet hatte, galt damals für das wertvollſte. Seitdem hatte ihm das benachbarte, deſſen Beſitzer ein Deutſcher, namens Liebelt, wurde, den Rang abgelaufen. Pawils Lauronat, der Unteroffizier bei der Garde geweſen und dann probeweiſe als Forſtgehilfe beſchäftigt worden war, hatte das Glück gehabt, der Busze Erdenings zu gefallen, deren Eltern der Hof gehörte. Sie war das einzige Kind. Die Partie ſagte den Alten nicht ſonderlich zu, da

dieſer Freier nichts einbrachte. Sie fügten ſich jedoch, weil ihr Mädel in den hübſchen Menſchen ganz vernarrt war und Torheiten zu begehen androhte, wenn ihm nicht der Wille geſchehe. Nun hätten ſie wenigſtens gern die Zügel noch eine Weile in der Hand behalten, aber Lauronat war nicht gewillt, als Ehemann der Tochter mit einer abhängigen Stellung im Hauſe vorlieb zu nehmen. Alles oder nichts. Er könnte ja wohl auch ſonſt noch eine Frau finden! Und wenn nicht, ſo bliebe er lieber ledig und warte, bis er im königlichen Dienſt aufgerückt ſei. Den Herrn Förſter nähme auch wohl eine Deutſche. Er wußte ja, daß Busze ihn nicht loslaſſen würde, und trotzte darauf, daß ſie ihm eigentlich mehr entgegengekommen wäre als er ihr. Und er ſetzte ſein Stück durch. Die Alten, die in Wirklichkeit noch nicht alt genug waren, ſich auf die Faulbank zu ſetzen, traten ihm am Tage vor der Hochzeit das Grundſtück ab und nahmen ein Ausgedinge. Auf dem Papier freilich ein faſt unerſchwinglich großes Ausgedinge! Das kümmerte Lauronat aber wenig. War die Busze ſeine Frau, mit den Schwiegereltern meinte er ſchon fertig werden zu können. Er beſaß das größte Vertrauen zu ſeiner Rückſichtsloſigkeit. Das ſtand eben nur auf dem Papier. Warum ſollten die Altſitzer nicht am Tiſch der Wirte eſſen? Die würden ja doch ihrer einzigen Tochter Hab und Gut nicht ſündlich ſchädigen wollen! Und wenn ſie doch muckten, ſo gab's

ja tausend Mittel, ihnen das Leben schwer zu machen. Sie würden schon kirre werden!

Sie hatten sehr bald gemuckt. Nach ihrer Auffassung sollte es ja umgekehrt eine bloße Form sein, daß sie den Kindern das Grundstück verschrieben; sie würden nach wie vor die eigentlichen Wirte sein, meinten sie, und dem jungen Volk gegen gute Dienste Wohnung und Kost geben. Da waren sie nun freilich ganz an den Unrechten gekommen, Lauronat ließ sich auch nicht fingerbreit aus dem Besitz drängen und tat gerade so, als ob er das Grundstück in die Ehe eingebracht hätte. Die Busze stand auf seiner Seite. Sie war auch als Frau verliebt in ihn und tat unbedingt, was er wollte. Die Eifersucht plagte sie, daß er sich einer Hübscheren zuwenden könnte, und sie glaubte sich seiner Treue zu versichern, wenn sie sich seiner Herrschaft völlig unterwarf. So gab es bald schwere Kämpfe. Mit der Tochter hatten die Altsitzer fortwährend Zank und Hader. Pawils ließ sich auf einen Wortstreit selten ein und führte ihn dann mit einer Art von vornehmer Überlegenheit, als ob es eigentlich unter seiner Würde sei, noch ein Wort zu verlieren. „Geht doch zum Prozeß," sagte er, „ich weiß ja, daß Ihr gewinnen werdet. Aber bis dahin dauert's eine Weile, und sie wird Euch länger werden als mir. Was mir schließlich der Exekutor abnimmt, wird Euch nicht fett machen. Ihr werdet schon noch erkennen, daß es Euer Vorteil ist, Euch mit mir

zu vertragen." Sich vertragen, das hieß, sich alles von ihm gefallen lassen und noch schönen Dank dazu sagen. Er war hartnäckig. Das Prozessieren kostete viel Geld, mehr als er oft besaß. Aber er behielt doch Recht: auch für die Altsitzer kam dabei nicht viel heraus, und den Ärger hatten sie umsonst. Endlich wurden sie wirklich zahm und nahmen einen Vergleich an. Das geschah, nachdem Lauronat einmal seinen Schwiegervater windelweich geschlagen hatte. Nicht im Zorn. Er hatte sich dabei kaum merklich aufgeregt. Aber Erdenings wollte durchaus nicht still sein, obgleich er ihm wiederholt den Mund verbot; da mußte er ihm doch zeigen, daß er der Stärkere sei, und das besorgte er nun gleich gründlich. „Du bist ein Schlimmer," sagte der alte Mann, als er krank zu Bett lag und Lauronat sich ganz freundlich zu erkundigen kam, wie es ihm gehe, „man muß Furcht haben, von dir totgeschlagen zu werden." — „Ja," antwortete er lachend, „wenn ich einen erst unter den Händen habe, so weiß ich selbst nicht, wie's enden kann. Es braucht mir ja keiner nahe zu kommen."

Er war riesenstark. Es ging das Gerede, er hätte einmal, als er noch Soldat war, zwei Männer, die ihn auf dem Tanzboden anrempelten, aufgehoben — mit jedem Arm einen — und zum Fenster hinausgeworfen. Wenn er die Schulter unterstemmte, konnte er ganz allein einen beladenen Wagen aus dem verfahrenen Geleise heben. Einen Stier, der

wild geworden war, hielt er bei den Hörnern fest, bis man ihn gebunden hatte; ein Scheunentor auszuheben, war ihm eine Kleinigkeit, wenn er's nur mit den ausgespannten Armen fassen konnte. Einen Betrunkenen nahm er auf den Rücken und trug ihn, wenn es sein mußte, eine Viertelmeile weit nach Hause. Er war nicht streitsüchtig, ging aber auch einem angebotenen Kampfe nicht aus dem Wege. Er konnte nicht gut hören, daß jemand sich seiner Kraft rühmte, und ruhte dann nicht eher, bis er ihn einmal untergebracht hatte. Mit den stärksten Litauern in den Dörfern am Moor und landeinwärts über Kaukehmen hinaus, mit den Arbeitern bei der Schwarzorter Bernsteinbaggerei, mit den Fischern in Gilge und mit den Holzflößern in Ruß hatte er sich gemessen und jeden Gegner geworfen. Dem Pawils Lauronat aus Gilguhnen, hieß es, hält niemand Stand; der hat Knochen von Stahl und Muskeln von Eisen.

Busze war stolz auf ihren starken Mann, hatte aber selbst Angst vor ihm. Wenn er sie fest anfaßte, zitterte sie, daß er ihr den Arm zerbrechen möchte; sie begab sich selten in Gefahr und leistete lieber aufs Wort Gehorsam. Nur wenn er die Kinder, die ihm sonst lieb waren, bestrafen wollte — sie hatte ihm zwei geschenkt — stellte sie sich ihm entgegen und nahm seine rauhe Behandlung lieber auf sich.

Er war auf seine Person eitel und trug gern

Kleider vom feinſten Tuch und Hemden von blendend weißer Leinwand, im Schnitt freilich ganz litauiſch. Nicht nur an Sonn- und Feſttagen zeigte er ſich ſo in der Kirche, ſondern auch während der Woche, und ſelbſt bei der Feldarbeit vernachläſſigte er nicht ſeinen Anzug. Das glaubte er dem früheren Unteroffizier ſchuldig zu ſein. Auch ſonſt ſpielte er gern den vornehmen Mann, beſonders im Kruge, und ließ etwas draufgehen, wenn es galt, protziges Volk auszuſtechen. Der „Pons Unteroffizier" — Pons iſt Herr — hat immer Geld wie Heu, hieß es; es muß ihm's einer in die Taſche hexen.

Daß er ein fleißiger Landwirt ſei, wagten ſelbſt die nichtsnutzigſten Schmeichler ihm nicht ins Geſicht zu behaupten. Er hätte ſie ausgelacht, denn er wollte von der „Knechtsarbeit" ſo wenig als möglich wiſſen. Seine Frau mochte mit den Leuten das Feld beſorgen, und wenn der Altſitzer ihr dabei helfen wollte, ſo hatte er doch eine Beſchäftigung. Nur im Notfall griff er ein, dann aber, als ob ohne ihn alles zugrunde gehen müßte. Seine Liebhaberei war Pferdezucht und Pferdehandel. Davon verſtand er auch etwas. Auf ſeiner Weide graſten gewöhnlich ein paar Stuten von zierlichſtem Wuchs. Jeden Morgen putzte er ſie ſorgfältig und reinigte ihnen eigenhändig den Stall; den Hafer ſchüttete er ihnen ſelbſt in die Krippe, und das beſte Wieſenheu für den Winter wurde ihnen im trockenſten Fache der Klete aufbewahrt. Im König-

lichen Gestüt zu Trakehnen kannte man ihn und lobte seine Erfolge. Für seine zweijährigen Fohlen wurde auf den besten Märkten ein hoher Preis bezahlt, und oft fanden sich jüdische Händler in Gilguhnen ein, bei ihm nach neuer Ware zu fragen. Bald gab er sich auch selbst mit dem Handel ab, kaufte und verkaufte. Die Pferdejuden bei all ihrer Schlauheit zu überlisten, machte ihm den größten Spaß. Er ließ sich nichts vorspiegeln und wußte selbst einen Gaul so gut vorzustellen, daß man nicht leicht entdeckte, was er verschweigen wollte. Aber so schönes Geld er auch mitunter verdiente, es blieb ihm davon doch nur ein geringer Verdienst, denn er mußte sich viel auf der Landstraße herumtreiben und außer dem Hause zehren. Und er war auch gar nicht der Mann zu sparen. Was mit so leichter Mühe eingenommen wurde, fand unschwer seinen Weg wieder aus der Tasche heraus. Und wenn er erst „im Zuge" war, gab es für ihn kein letztes Gold- oder Silberstück; bei allen Gastwirten stand er in der Kreide.

Seine bedenklichste Leidenschaft war aber die Jagd. Sein Hauptmann hatte ihn den besten Schützen der Kompagnie genannt; seine Zahl der Treffer war bei allen Übungen die größte gewesen. Er liebte sein Gewehr und sammelte die Prämien, um sich nach der Entlassung selbst eine gute Büchse anschaffen zu können. Die Fertigkeit im Schießen empfahl ihn dann auch für den Forstdienst. Als er

geheiratet hatte und zu einem gewissen Wohlstand gelangt war, pachtete er von der Gemeinde die Jagd auf der Feldmark und den Wiesen am Flusse. Es fehlte da im Herbst und Winter nicht an Hühnern und Hasen. Er nahm's auch mit den Grenzen nicht so genau und pürschte in die Nachbargebiete hinüber. Mit der Flinte unter dem Arm, hohe wasserdichte Stiefel an den Füßen, den kurzen Pelzrock bis zum Halse zugehakt und die Kappe über die Ohren gezogen halbe Tage lang über die Felder zu streichen, war sein Hauptvergnügen. Was er schoß, war für die eigene Wirtschaft wenig brauchbar. Er verkaufte es an den Kaufmann im nächsten Ort, der Wildbret auf den Markt nach Tilsit oder Königsberg schickte. Ein Verkaufen war's eigentlich kaum zu nennen. Gewöhnlich saß er bei solchen Besuchen eine gute Weile fest, ließ sich Speisen und Getränke geben und traktierte die anderen Gäste. Der Krüger schrieb ab und an, was ihm beliebte.

So den großen Herrn zu spielen, war für den Bauer nicht ungefährlich. Die Jagdliebhaberei verleitete ihn aber auch zum Wildern, und damit kam er nun auf eine ganz abschüssige Bahn. Die Ibenhorster Forst lag so bequem, und er kannte darin vom königlichen Dienst her Weg und Steg und jeden Zugang und Schlupfwinkel. Obgleich er den Förstern sehr verdächtig war, gelang es ihnen doch nur selten einmal mit großer Mühe, ihn abzufassen und zur Anzeige zu bringen. Dann hatte er viel

Schererei vom Oberförſter und Gericht. Aber das beſſerte ihn nicht. Hatte er den Förſtern einige Zeit Ruhe gegeben, um ſie in Sicherheit zu wiegen, ſo knallte ſeine Büchſe plötzlich wieder, wann und wo ſie ihn am wenigſten vermuteten. Endlich zeigte man den beſten Willen, ihn für jeden Schuß, der in der Forſt fiel, verantwortlich zu machen. „Das war der Lauronat," hieß es allemal. Sogar das ſeltene und im Ibenhorſter Revier für hohen Beſuch gepflegte Elchwild fand ſich angeſchoſſen.

„Du wirſt dich noch ins Zuchthaus bringen," warnte der Förſter, als er Pawils einmal zufällig bei einer Hochzeitgaſterei traf. „Ihr ſchwört, ohne geſehen zu haben," antwortete der Litauer dreiſt, „dann iſt's keine Kunſt, einen zur Strafe zu bringen. Übrigens — wer da ſchießt, dem will ich's nicht übel nehmen. Der liebe Gott läßt die Tiere im Walde wachſen und nährt ſie von dem, was der Menſch nicht geſäet und gepflanzt hat. Es iſt Überfluß vorhanden und geſchieht dem König kein Schaden, wenn der arme Mann ſich einmal einen Braten holt. Es iſt nicht Gottes Ordnung, daß das Wild im Wald und der Vogel in der Luft und der Fiſch im Waſſer ihren Herrn haben ſollen, bevor ſie gefangen ſind. Aber mich geht's nichts an; ich hab' nur gehört, daß andere ſo denken. Denen paßt auf!"

Auch in dieſer Nacht war der Förſter zu ſpät gekommen.

Busze hatte schon oft den Kahn bewacht, wenn ihr Mann in dem Forst wilderte. Er verlangte diesen Dienst von ihr, da er dem Knecht, den er früher mitgenommen, nicht traute, seit er einen geheimen Verkehr zwischen ihm und den Forstbeamten bemerkt hatte. „Wenn sie ihm genug geben, zeigt er mich an," sagte er, „und leistet auch noch den Eid. Es ist besser, wenn er nichts weiß." Die Frau gehorchte ungern, aber sie gehorchte, beim Widerspruch weniger Schläge, als seinen Spott und den Vorwurf der Feigheit fürchtend. Nachdem sie einmal eingewilligt hatte, fragte sie nun auch gar nicht mehr, weshalb er sie mitten in der Nacht wecke, stand leise auf, zog sich an und folgte ihm. Wenn sie seufzte, geschah es, ohne daß er's hören konnte.

Es war schon recht hell geworden und der Himmel hinter ihnen safrangelb, als in einiger Entfernung Strohdächer sichtbar wurden, immer zwei oder drei zusammen, und diese Gehöfte ziemlich geradlinig in nicht weitem Abstand voneinander. Sie lagen halb versteckt unter Bäumen, nach ihrer zierlichen Form zu schließen Weiden und Birken. Nun hörte auch das Moorland auf, und zu beiden Seiten des Grabens zogen sich zwischen schmäleren Wasserrinnen Getreidefelder und Kartoffeläcker hin. Der Kahn glitt unter einer Brücke hinweg, die dem Feldweg zur Verbindung diente. Sie lag so tief, daß Lauronat aufspringen konnte und Busze sich bücken mußte. Auf der anderen Seite erhob sich ein dichtes Weiden-

gebüsch mannshoch über den Boden. Hier zog er den Kahn heran und lud seine Jagdbeute aus. „Der Bock war schon einen Schuß Pulver wert," bemerkte er lachend. Vorher hatte er gar nicht gesprochen.

„Ja," antwortete Busze, „es ist ein starkes Tier."

„Und ich traf gut," fuhr er fort, indem er auf die Wundstelle wies, „kein Förster hätte besser treffen können. Übrigens — viel fehlte nicht, so hätte ich diesmal einen Elch geschossen. Wenn das Vieh nur hundert Schritte näher . . ."

„Was wolltest du mit einem Elch anfangen?" fragte sie. „Er ist für einen Mann zu schwer und hätte doch liegen bleiben müssen."

„Aber das Geweih würd' ich ihm ausgebrochen haben, und vielleicht wär' auch noch Zeit gewesen, ihm das Fell abzuziehen."

„Wer sollte das kaufen? Es wird scharf aufgepaßt. Das Elchwild ist für die großen Herren."

„Deshalb gerade zwackt's einem in allen Gliedern, so etwas auch einmal für sich zu haben. Einen Elch zu schießen, wenn's nahe genug kommt, ist fast zu leicht. Als ich in der Oberförsterei angestellt war, kam aus England ein reicher Lord zugereist, der brachte einen Schein mit, daß er ein kräftiges Tier schießen dürfte. Es wurde ihm denn auch ein Rudel vorbeigetrieben, aber er schoß nicht. Das Vieh war ihm zu dumm. Jeder denkt nicht so. Es

iſt eine große Ehre, einen Elch ſchießen zu dürfen, und die will ich mir ſelbſt holen. Hoffentlich ein andermal!"

Während dieſes Geſprächs zog er den Rehbock in das Gebüſch hinein und legte ihn in eine Vertiefung des Bodens und bedeckte ihn mit Laub. Busze wiſchte im Kahne das Blut auf. „Ich gehe von hier nach Hauſe," ſagte der Mann. Das bedeutete für ſie den Befehl, das Boot allein auf den Fluß und in den kleinen Holzhafen zu bringen. Sie nahm denn auch ſogleich die Stange in die Hand und ſchob es weiter.

Lauronat ging über das Feld und trat durch die hintere Tür in ſein Haus ein. Links von dem ſchmalen Gange ſtanden die Pferde, rechts die Kühe. Aus dieſem Stallraum gelangte er in einen breiten Flur mit niedrigem Ziegelherde, über dem ein eiſerner Grapen von der Balkendecke herabhing. Das Feuer war gänzlich erloſchen. Die Tür gegenüber ſeitwärts führte in eine kleine offene Halle, welche auf die Straße am Fluß mündete, die Tür geradeaus in die Stube, eine dritte in die Kammer der Altſitzer. Lauronat klinkte die Stubentür leiſe auf, zog Stiefel und Rock ab und legte ſich ins Bett.

Als Busze nach einer halben Stunde gleichfalls eintrat, fand ſie ihn ſchlafend.

Eben war die Sonne über dem Moor aufgegangen.

Der Wirt erhob sich erst gegen Mittag. Seine Frau hatte nicht geruht, sondern die Kinder zur Schule abgefertigt und mit der Magd das Vieh gefüttert, dann das Essen besorgt. Lauronat war in ärgerlicher Stimmung, und sie besserte sich nicht, als Martin Erdenings auf dem Hof an ihn herantrat und für den Nachmittag ein Fuhrwerk forderte. „Willst du schon wieder spazieren fahren?" fragte er ihn, sich auf den Stiel der Axt stützend, mit der er eben eine Klobe Holz zerkleinerte.

„Ich will nicht spazieren fahren," antwortete der Altsitzer, ein schwächlich aussehender Mann mit langem, grauem Haar, hustend und sich rasch ereifernd. „Ich fahre wohl auch spazieren? Du läßt deinen Altsitzer spazieren fahren — du?! Nicht zu den notwendigsten Geschäften gibst du uns das Fuhrwerk!"

Lauronat zuckte die Achseln. „Wohin willst du denn?"

„Das hab' ich nicht nötig, dir zu sagen. Es steht in meiner Verschreibung, daß ich zwölf Mal im Jahr Fuhrwerk fordern kann — zur Kirche und zu Besuchen in der Nachbarschaft und wozu es mir gefällt. Willst du es leugnen?"

„Auf dem Papier steht auch sonst mancherlei. Und — es muß mir doch mit dem Fuhrwerk passen."

„Es paßt dir nie mit dem Fuhrwerk. Heut' laß ich mich aber nicht abweisen. Und wenn du es denn wissen willst, ich fahre zum Rechtsanwalt — der soll mir eine Klage gegen dich aufsetzen, weil ich

das bare Geld von Martini noch immer nicht bekommen habe. Es ist eine Schande! Sieh, wie ich schon mit meiner Jacke gehe! Und ich kann mir nicht einmal Tabak kaufen. Gib mir mein Geld, Pawils, und ich brauche dein Fuhrwerk nicht."

„Bar Geld ist allemal knapp," meinte der Wirt. „Ich weiß nicht einmal, wovon ich zu Johanni die Zinsen zahlen soll. Meinst du, ich hab's vergraben?"

„Warum wirtschaftest du so schlecht?" eiferte der alte Martin. „So ein schönes Grundstück! Als es noch in meinen Händen war —"

Lauronat stieß die Axt auf die Klobe. „Davon rede nicht. Ich kann wirtschaften, wie es mir gefällt."

„Das wollen wir doch sehen! Laß anspannen — ich fahre zum Rechtsanwalt."

„Das geht heute nicht an, Martin!"

„Weshalb geht es nicht an?"

„Weil ich das Fuhrwerk selbst brauche."

„Du?"

„Ja, ich! Der Wirt geht vor. Ich fahre nach Kaukehmen."

„So nimm mich mit."

„Es paßt mir diesmal nicht. Ich fahre allein."

Der Alte grinste. „Es soll wohl keiner wissen, was du auf dem Wagen hast? Bist du nicht wieder die Nacht fortgewesen? Dazu hast du ja auch —"

„Schweige!" herrschte Lauronat ihn an. „Es kümmert keinen, ob ich in der Nacht schlafe oder wache.

Und kurz — das Fuhrwerk kann ich dir nicht geben. Die Klage läuft ja auch nicht fort. Willst du unvernünftig sein, dazu kommst du auch morgen oder übermorgen zur Zeit. Und nun geh und laß mich ungeschoren."

Er hob die Axt und ließ sie mit solcher Wucht niederfallen, daß die Holzklobe zersplitterte. Erdenings sprang zur Seite und entfernte sich, leise fluchend. „Der ist ein Schlimmer — der ist ein Schlimmer. Aber das Gericht wird ihn schon unterbekommen — das Gericht!"

Er klagte Urte in der Kammer, wie grob Lauronat ihn behandelt hätte.

„Gott wird ihn strafen," sagte sie. „Wenn er's so weiter treibt, hat er das Grundstück nicht mehr lange. Wir müssen schweigen, denn unsere Tochter steht uns nicht bei — er hat sie ganz von uns abgewendet. Aber Gott wird ihn strafen."

Pawils spannte wirklich gegen Abend die beiden Braunen vor den leichten Korbwagen und fuhr ab. Er schlug den Feldweg ein und machte an der Brücke Halt. Nachdem er sich durch eine Umschau überzeugt hatte, daß kein Mensch in der Nähe war, trat er in das Gebüsch, holte den Rehbock vor und legte ihn unter den Sitz. Die Pferdedecken breitete er darüber. Dann stieg er wieder auf und lenkte tausend Schritte weiter in die Chaussee ein. Er fuhr nun im schärfsten Trabe, um sich etwas sehen zu lassen. Wer an ihm vorüber kam, blickte ihm auch nach.

„Der Lauronat hat die besten Pferde! Ja, der versteht sich darauf."

Und so fuhr er auch mit knallender Peitsche in den freundlichen Ort ein und vor dem Kruge auf, daß der Staub herumwirbelte. Er lenkte den Wagen gleich am Podest mit den Holzbänken und dem Eingang zur Krugstube und am Materialwarenladen vorüber in die offene, gegen das Hauptgebäude ein wenig vorgelegte Einfahrt, wo schon andere Fuhrwerke standen. Abspringend rief er dem Knecht zu: „Schirr ab!" Es war also seine Absicht, eine Weile zu bleiben.

Von einem barfüßigen Jungen, der ein Ferkel aus der Einfahrt zu jagen bemüht war und dabei das Hühnervolk in Aufruhr brachte, ließ er sich sauber abstäuben. Mit einem kleinen Taschenkamme ordnete er Haar und Bart. Die Peitsche — eine herrschaftliche Peitsche von Rohr und Ledergeflecht mit blanken Ringen am Griff — behielt er in der Hand; sie schien ihm auf dem Wagen am wenigsten sicher. Die Mütze von blauem Tuch mit kleinem Schirm und Glanzlederriemen darüber schob er tief aus der Stirn. So trat er hochaufgerichtet wie ein Gast, der des Willkommens gewiß ist, über den Podest in die Krugstube ein.

Eine kurze Weile blieb er in der Nähe des Eingangs stehen und musterte die Gesellschaft. An dem einen Tische saßen litauische Bauern beim Schnaps, an einem anderen Leute von mehr städtischem Aus-

ſehen, zwei ihm bekannte jüdiſche Pferdehändler und mehrere Aufkäufer von Vieh, beim Bier. Von dem in einer Niſche ſtehenden Schanktiſch kam ihm der Krüger entgegen, grüßte freundſchaftlich und forderte ihn auf, bei den anderen Gäſten Platz zu nehmen. Lauronat ſchien aber keine Eile zu haben. Es gefiel ihm offenbar, daß ſich alle Blicke auf ihn richteten und die Männer hier und dort zuſammenrückten, ihn in ihre Mitte aufzunehmen.

„Bring' mir eine Zigarre," ſagte er, „und ein Glas Bayriſches, wenn es trinkbar iſt, aber flink, ich habe Durſt." Nun ſtellte er die Peitſche ans Fenſter und ließ ſich auf der leerſtehenden Bank unter demſelben nieder. Jetzt erſt erwiderte er den Gruß der Händler, wenig verbindlich, nur mit einem nachläſſigen Kopfnicken.

Der Krüger eilte herbei, in der Hand ein ſchäumendes Seidel, auf dem Arm drei Zigarrenkiſten. „Wähle dir aus," ſagte er, „du liebſt die kräftigen. Hier hab' ich eine neue Sorte, die ich wohl empfehlen kann, koſtet aber acht Pfennige."

Lauronat hob das Kinn. Pah! was kommt es darauf an? Er griff in die vorgehaltene Kiſte, nahm einen ſchwarzbraunen Stengel heraus, rollte und drückte ihn zwiſchen den Fingern, daß er kniſterte, biß die Spitze ab und benutzte das Streichholz, das der Wirt ihm ſchon angezündet vorhielt. Dann tat er einen tiefen Zug aus dem Glaſe, ſetzte es nach kurzem Verſchnaufen wieder an und trank es leer.

Der Krüger nahm es ihm aus der Hand und brachte es neu gefüllt zurück. Dann setzte er sich neben ihn und erkundigte sich, wie es in Gilguhnen mit der Fischerei gehe. „Es ist eine wahre Schande," bemerkte er, „daß wir hier im Lande für teures Geld nicht mehr ein ordentliches Gericht Fische zu kaufen bekommen; es geht alles nach auswärts."

„Ja," bestätigte der Litauer, „die Fischhändler in Gilge machen den Markt, Deutsche und Juden. Mit den Fischen über Land zu fahren, lohnt für den einzelnen wenig. Ohne die Deutschen und Juden ist kein Geschäft möglich, mit ihnen aber nur ein schlechtes."

Der Krüger, der selbst ein Deutscher war, lächelte verschmitzt. „Was du an mir hast, weißt du, denke ich," sagte er.

„Na," knurrte der Litauer, „du kennst deinen Vorteil. Was bin ich dir denn noch schuldig? So alles in allem."

„Ach laß das, Pawils, laß das," wehrte der Krüger ab. „Du bist mir sicher."

„Heut' will ich auch nicht bezahlen. Übrigens —" Lauronat neigte sich zur Seite und sprach im Flüsterton — „auf meinem Wagen liegt etwas unter den Decken. Nimm das herunter, damit sich's nicht ein anderer abholt. Und laß gleich die Decken ins Haus bringen, sie könnten einem gefallen. Verstehst du?"

Der Krüger nickte und verschwand bald aus der Stube.

Nun trat Moſes Pinkus heran. „Wie geht's, Herr Lauronat?“ fragte er dienernd. „Wollen Sie nicht an unſeren Tiſch kommen? Der Itzig Löwenberg, mein Kompagnon — Sie kennen ihn. Und die andern ſind auch gute Freunde.“

„Du ſprichſt ja litauiſch,“ ſagte Lauronat, „ich höre das lieber.“

„Wie du willſt, Pawils, mir iſt's gleich. Und wenn du lieber hier ſitzen magſt . . .“ Er winkte Löwenberg, da Lauronat keine Anſtalt machte, ſich zu erheben. Nach und nach nahmen auch die fremden Ankäufer und Schlächter ihre Seidel in die Hand und traten an den Tiſch. „Ich hab' dich vorhin mit deinen Braunen vorbeifahren ſehen,“ fuhr Pinkus, mit den Naſenflügeln zwinkernd, fort. „Tüchtige Traber, hübſche Tiere, anſcheinend ganz gleich in der Farbe. Willſt du verkaufen?“

„Nein,“ antwortete Lauronat, „ich behalte ſie noch ein Jahr, dann bekomme ich den doppelten Preis.“

„Es fragt ſich doch, was ich dir heut' ſchon biete. Für Kutſchpferde ſind ſie freilich zu klein. Aber vor einem leichten Wägelchen —“

„Gib dir keine Mühe, ich verkaufe nicht. Die beiden hab' ich ſelbſt gezogen und will an ihnen noch eine Weile meine Freude haben. Übers Jahr frage wieder nach.“

Pinkus rückte auf der Bank näher. „Haſt du ſchon Löwenbergs Stute geſehen?“

„Welche?“

„Die mit dem Stern. Ein Prachtpferd und gar nicht einmal teuer. Er hat ſie in Wehlau auf dem Markt gekauft. Der Beſitzer gab ſie mit Tränen in den Augen fort. War aber in Not.“

„Reitpferd?“

„Reitpferd, Wagenpferd, was du willſt! Das Füllen hätteſt du ſehen ſollen!“ Er küßte ſeine Fingerſpitzen. „Mit der Stute iſt Gold zu verdienen, wenn ſie an den richtigen Mann kommt. Das wär' was für dich!“

Lauronat hatte im Winter ſeine Zuchtſtute verkaufen müſſen und dachte längſt an einen andern Erwerb. Gleichwohl tat er ſo, als ginge ihn die Sache gar nichts an. „Ich bin nicht neugierig,“ ſagte er paffend.

„Du kannſt doch aber einmal ſehen,“ meinte Löwenberg, „wir haben das Pferd hier im Stall.“

„Eine Puppe von Pferd,“ rühmte Pinkus, „und doch kräftig. Ein Gangwerk —! Ah! Die Hufe tanzen nur ſo über den Boden hin. Und wie es den Kopf trägt! Ein Paradepferd, ſag' ich dir. Erſt fünfjährig!“ Er gab Löwenberg einen Wink, der ſich darauf entfernte. „Sehen koſtet ja kein Geld. Wenn wir warten wollen, bis die Kunſtreiter nach Königsberg kommen, machen wir ein großes Geſchäft.“

„So wartet doch.“

„Es iſt jammerſchade, wenn ſo etwas für die Zucht verloren geht. Das erſte Füllen bringt den Preis ein. Na — guck' dich einmal um.“

Er zeigte aus dem Fenſter hinaus. Löwenberg führte auf dem Platze vor dem Krug das Pferd umher. Es war wirklich ein ſchönes Tier. Alle ſtanden auf und traten ans Fenſter, zuletzt auch Lauronat. „Wir haben die Stute drei Tage lang hinter unſerm Wagen gehabt," ſagte Pinkus, „nun ſieh, ob du ihr irgend etwas von Ermüdung anmerkſt. Dabei füttert ſie ſich gut."

Auch die Litauer hatten ſich erhoben. Ein hübſches Pferd zu beſichtigen, war jedem von ihnen ein Vergnügen. Einige gingen hinaus, andere folgten. Auch Lauronat widerſtand nicht lange. Um Löwenberg, der den Halfterſtrick hielt, bildete ſich ein Kreis. Man ſtrich dem Gaul über den Rücken, hob ihm die Beine auf, prüfte die Zähne. Der Händler führte ihn im Schritt und im Trabe vorüber, ſetzte ſich auf und galoppierte auf der Landſtraße hin und her. Dann von neuem Beſichtigung in der Nähe. Der Schlächter fragte nach dem Preiſe.

„Tauſendfünfhundert Mark," ſagte Pinkus, mit den Augen blinzelnd.

„Unſinn!" rief Lauronat.

„Löwenberg läßt vielleicht mit ſich handeln. Aber du willſt ja nicht kaufen."

„Nein," antwortete der Litauer. Seine Blicke blieben doch begehrlich auf dem Gaul haften. „Zu dem Preiſe rat' ich's auch keinem andren."

„Wie hoch möchteſt du den Wert ſchätzen?"

„Bah!" Lauronat trat wieder heran, legte die

Hand auf, unterſuchte die Feſſel und Hufe, öffnete das Maul. „Achthundert allenfalls. Das heißt —“

Die beiden Händler lachten hell auf. Lauronat blieb aber ganz ernſt.

„Das heißt, für mich wär' auch das zu viel,“ fuhr er fort. „Ich geb' nicht mehr als ſiebenhundert.“

Die Händler lachten noch unbändiger. „Das iſt dein Spaß,“ ſagte Pinkus. „Willſt du mit den beiden Braunen tauſchen?“

Nun lachte der Litauer ebenſo ſpöttiſch, machte eine kurze Wendung und ging in das Haus zurück.

Auf der Landſtraße hatte ſich eine große Menge Menſchen angeſammelt, Männer und Weiber, wie ſie nicht der zufällige Verkehr hier zuſammengeführt haben konnte. „Was gibt's denn?“ erkundigte er ſich beim Krüger.

„Ach — in meinem großen Saal will heut' ein Baptiſten-Miſſionär predigen,“ gab derſelbe Auskunft. „Er ſpricht litauiſch, iſt auch ein Litauer von Geburt und heißt Martin Paukſtat. Er nennt ſich aber Martin Keleiwis, als ob er mit dem Blatt zuſammenhängt und von da geſchickt iſt. Nun zieht er hier durchs Land und hat viel Zulauf. Sie wiſſen aber noch nicht recht, ob er zu den wirklich Erleuchteten gehört. — Deine Decken übrigens hab' ich vom Wagen hereingebracht.“ Er blinzelte dazu liſtig.

Das „Blatt“, auf welches der Krüger anſpielte, war Lauronat, wie jedem Litauer, wohl bekannt.

„Keleiwis", das heißt „der Wanderer", kehrte in viele Häuser ein. Auch Erdenings und seine Frau erbauten sich regelmäßig daran, denn es brachte stets außer allerhand weltlichen Nachrichten eine Predigt.

„Willst du auch zuhören gehen?" fragte der Krüger.

„Vielleicht," antwortete Lauronat, „weil ich doch einmal hier bin . . ."

Er setzte sich wieder an den Tisch, an dem bald auch die Händler Platz nahmen. „Bring' Wein," rief er dem Krüger zu, „von dem starken roten, und fünf Gläser dazu."

„Eine Flasche?"

„Zwei!" Die Stute kam ihm nicht aus dem Sinn. Wirklich ein Prachtpferd! Er meinte, beim Wein werde das Gespräch schon nochmals darauf kommen und den Preis, auf dem die Juden ernstlich bestehen wollten, herausbringen. Hätte er nur Geld gehabt! Aber seine Taschen waren ganz leer. Er wußte, daß er nicht würde kaufen können, und doch reizte ihn der Handel.

Der Krüger brachte Portwein. Es war schlechter Rotspon, stark mit Spiritus versetzt und gezuckert. Das von einer Memeler Firma versendete Getränk entsprach dem Geschmack der Litauer, die einmal etwas draufgehen lassen wollten. Die Köpfe wurden denn auch bald heiß. Pinkus kommandierte noch eine dritte Flasche. Er wollte „auf das Geschäft" anstoßen. Bei jedem Glase war er um hundert, zu-

letzt um fünfzig Mark heruntergegangen, endlich auf neunhundert stehen geblieben. Löwenberg verschwor sich, er verdiene so schon keinen Pfennig und bedenke nur die Kundschaft in Zukunft. Lauronat zögerte noch.

„Wenn du einen Wechsel nehmen willst —" warf er so hin. „Ich bin nicht bei Kasse."

„Was tun wir mit einem Wechsel?" antwortete Pinkus achselzuckend. „Wir fahren im Land herum, sind bald hier bald dort und brauchen für unsern Handel bar Geld. Verkauf' uns die Braunen."

„Nein! Davon sprich nicht."

„So leih' das Geld hier in der Nähe, wo du Kredit hast."

„Wer soll mir's leihen?"

„Für tausend Mark bist du doch gut. Sprich mit dem alten Nathan Hirsch in Szibullen, dem weisen Nathan — der hat immer Geld."

„Ja —" sagte Lauronat, „der Jude!" Er gab dem Wort einen ganz eigenen Ton und schnitt dazu auch eine Grimasse. Daß Pinkus und Löwenberg selbst Juden seien, schien dem Litauer in diesem Augenblick ganz zu entgehen. Sie waren ja freilich Pferdehändler, das hob sie aus jedem Vergleich heraus.

Im großen Saal über der Krugstube und dem Laden wurden jetzt geistliche Lieder gesungen. Die Stimme eines Vorsängers drang mitunter durch, mehr um den schwankend gewordenen Takt, als

die Melodie ſicher zu ſtellen. Meiſt hielten die Sänger und Sängerinnen trotz der fehlenden Orgel gut zuſammen und ſchienen nicht müde werden zu können, die Verſe faſt endlos zu wiederholen. Nachdem das ſo eine gute halbe Stunde fortgegangen war, entſtand plötzliche Stille. Es wurde ein leiſes Gebet geſprochen. Und dann redete jemand laut und nachdrücklich. Bruchſtücke von Worten und Sätzen tönten durch die offenen Saalfenſter auf die Straße hinaus, auch in der Krugſtube vernehmbar. Lauronat erhob ſich nach einer Weile und ging hinauf. Er blieb nicht bis zum Schluß und ſagte lachend zu den Pferdehändlern, die er beim Kartenſpiel in der Krugſtube antraf: „Geht nicht vors Haus, wenn die herunterkommen. Es iſt von den Juden nicht gut geſprochen."

Pinkus pfiff durch die Zähne. „F—t! Sie werden nicht dumm ſein. Wer kauft ihnen ihre Pferde ab, wenn ſie uns totſchlagen?"

„Es iſt doch nicht zu ſpaßen," meinte Löwenberg. „Wenn man die Zeitungen lieſt — überall wird gegen die Juden gehetzt. Ich hab' neulich ein Bild geſehen, da ſitzen drei richtige Mauſchels auf einem Pfluge, den Geldbeutel in der Hand, und der Bauer und ſein Weib ſind vorgeſpannt. Wenn ſo etwas böſes Blut macht, man kann ſich nicht wundern. Jetzt fängt's hier auch ſchon an. Nun — haſt du dich beſonnen wegen der Stute?"

Lauronat ſchüttelte den Kopf. „Morgen vielleicht."

Er ließ ſich den Becher mit den Würfeln vom Ofenrand reichen und beſtellte Branntwein. „Ich will mein Glück verſuchen!“ Das Glück kam aber nicht. Er verlor und wurde eifriger und verlor noch mehr. Sie ſpielten bis in die Nacht hinein. Der Litauer lieh Geld vom Krüger und blieb Pinkus doch noch eine Summe ſchuldig. „Es iſt nicht mit rechten Dingen zugegangen,“ ſagte er halb im Scherz und halb im Ernſt.

Die Nacht ſchlief er in der Einfahrt auf dem Wagen.

Am anderen Morgen beſah er wieder die Stute. Sie gefiel ihm ſehr. Neunhundert Mark war eigentlich ein mäßiger Preis. Doch bot er noch fünfzig darunter. „Beſorge nur Geld,“ ſagte Löwenberg, „wir werden ſchon handelseinig werden.“

Geld! Lauronat brauchte auch ſonſt Geld. Es ging ſo nicht weiter. Wenigſtens die kleinen Schulden mußten bezahlt werden, und auch mit dem Altſitzer wär' er gern ins Reine gekommen. Keleiwis hatte vor den Juden gewarnt, das reizte ihn gerade, dort anzufragen. Wo ſollte er auch ſonſt anfragen?

Er ſteckte, wie alle ſeine Landsleute, tief in nationalen Vorurteilen, war auch durchaus nicht frei von Aberglauben. Der Jude war ihm, wenn auch immerhin ein Menſch, ſo doch jedenfalls eine beſondere Art von Menſch, auf den er hochmütig hinabſah. Dabei ſtand ihm allerdings zunächſt der

russische Jude im langen Kaftan und hoher Mütze vor Augen, den er mit den Witinnen und Holzflößen so oft stromab hatte kommen sehen, oder die elende und schmutzige Bevölkerung der kleinen russischen Grenzstädte, die er gelegentlich einmal besuchte. Aber die Scheu und Abneigung übertrugen sich auch auf die einheimischen Mitbürger. Hätte man ihm erzählt, daß letzte Ostern in Szibullen ein Christenkind geschlachtet sei, er würde die Möglichkeit nicht in Abrede gestellt haben.

Nun spannte er doch sein Wägelchen an und fuhr dorthin. Er hätte auch gehen können, da der Ort recht nahe war, aber es schien ihm besser, sich dem „weisen Nathan" mit seinen Braunen zu zeigen.

Nathan Hirsch hieß ganz allgemein „der weise Nathan", auch bei den Litauern. Warum, das wußte niemand zu sagen, und es kümmerte sich auch niemand darum. Die Herren vom Gericht hatten den alten Mann so genannt, wahrscheinlich, weil er ein Jude war und Nathan hieß und also an „Nathan der Weise" erinnerte. Diese Beziehung blieb natürlich über diesen engsten Kreis der Studierten hinaus dunkel. Weise war übrigens ungefähr soviel als klug, und klug war Nathan Hirsch gewiß; es hatte noch keinem gelingen wollen, ihn übers Ohr zu hauen. Es fehlte ihm aber auch nicht an der Ruhe und Bedächtigkeit, die einem bejahrten Manne ein würdiges Ansehen geben, und er galt für einen „durchaus anständigen Geschäftsmann", ein Begriff,

der freilich wieder nur für jene engeren Kreise eine bewußte Bedeutung hatte. Die kleinen Leute sagten allenfalls zu seinem Lobe: er betrügt keinen, wenigstens so lange, als er nachsichtig mit ihnen verfuhr. Das tat er denn auch meist zu seinem eigenen Vorteil. Er war der ländliche Bankier, hatte allerhand Agenturen und gab sich auch mit Vermittelungsgeschäften beim Besitzwechsel von Grundstücken ab. Auf dem Amtsgericht sah man ihn nicht ungern; seine Eingaben hatten immer Hand und Fuß, und auch in verwickelte Angelegenheiten wußte er Klarheit zu bringen. Er war immer bescheiden und nahm's auch nicht übel, wenn man sich einmal einen Spaß mit ihm erlaubte und seinen Jargon nachäffte. Sein Familienleben galt für musterhaft, und daß er sich als ein rechtgläubiger Jude zeigte, rechnete ihm selbst der Pfarrer zur Ehre an.

Er wohnte in Szibullen in seinem eigenen Hause. Es war ein richtiges Bauernhaus von Holz mit hohem Strohdach und blauen Laden, niedrigen Stuben, kleinen Fenstern und Balkendecken, die Türen waren nicht einmal viel besser verwahrt, als die der Nachbarn, nur daß sich innen eine Eisenstange vorlegen ließ. Zu dem Hause gehörten auch einige Hufen Land. Sein Sohn, der Jakob Hirsch, bewirtschaftete sie. Jakob war verheiratet und hatte Kinder. Zur häuslichen Gemeinschaft gehörte aber auch noch ein zweiter lediger Sohn, der Moses Hirsch, der dem Vater im kaufmännischen Geschäft

half, und eine verheiratete Tochter namens Esther, deren Mann, Moritz Levy, viel auf Reisen war, mit ihren Kindern. Die große Familie schränkte sich auf vier Stübchen und einige Kammern ein. Die Ökonomie war gemeinschaftlich, die Töchter halfen der alten Frau Rebekka Hirsch in der Küche. Nathan herrschte wie ein Patriarch im Kreise ehrfürchtiger Kinder und Enkel.

Lauronat fuhr mit lustigem Peitschenknallen an dem „Judenhause" vor, sprang vom Wagen herunter, strängte die Pferde auf der einen Seite ab und band die Leine kurz an den Stollen. Die „schöne" Esther fegte den kleinen Flur. Er fragte sie nach Nathan Hirsch und wurde in die Stube gewiesen. Dort saß der alte Mann in einem langen Schlafrock auf dem Lehnstuhl am Fenster. Er trug ein schwarzes Samtkäppchen, weit aus der hohen Stirn zurückgeschoben über dem schneeweißen Haar. Nicht weit von ihm stand Moses an einem Pult und schrieb in einem großen Buch. Er hatte einen Schreibärmel von grauer Leinwand übergezogen. Andere Bücher hatten ihren Platz in einem kleinen Regal an der Wand. Das auffallendste Möbel war ein großer eiserner Geldschrank neben dem Himmelbett, vor dem Rebekka, eine schon etwas gekrümmte Matrone mit schwarzem Scheitel von falschem Haar, am Tisch bei einer Näharbeit beschäftigt war. Der Geldschrank stand offen; das Riegelwerk an der inneren Tür zog sogleich den Blick des Litauers

auf sich, so daß er zu grüßen vergaß. Er war hier zum erstenmal.

„Was ist dein Begehr, mein Sohn?" fragte Nathan ihn in seiner Sprache.

Nun wendete Lauronat sich zu ihm. „Ich brauche Geld," antwortete er dreist, „und komme, mich bei dir zu erkundigen, ob du es mir geben willst — natürlich nicht umsonst."

„Hm, hm, hm, —" knurrte der Alte, ihn scharf ins Auge fassend. „Du bist der Wirt Pawils Lauronat aus Gilguhnen, wenn ich nicht irre. — Irre ich, Moses?" Er blickte um die Lehne nach seinem Sohn.

Dieser unterbrach seine Arbeit und kehrte sich halb zurück. „Es ist der Wirt Pawils Lauronat aus Gilguhnen, Vater."

„Ja, der bin ich," bestätigte der Litauer.

„Ich habe dich auf dem Gericht gesehen — zwei, dreimal," fuhr Nathan Hirsch fort, indem er mit dem Kopf nickte. „Du hattest einen Prozeß mit dem Erdenings, deinem Altsitzer, dem ich einmal die erste Hypothek besorgt habe. Er hat mir gesagt, daß du sein Schwiegersohn bist, und hat bitter geklagt über dich, daß du ihm mit Undank lohnst. Ja, ja, das ist mir wohl erinnerlich. Aber meine Augen werden schon schwach — ich konnte doch irren in der Person."

„Was ich mit dem Erdenings habe, ist meine Sache," entgegnete Lauronat. „Wenn er über mich klagt, über ihn hätt' ich noch viel mehr zu klagen."

„Ein ſchönes Grundſtück damals, ein ſehr ſchönes Grundſtück. Ich hab's ſelbſt in Augenſchein genommen für den Tilſiter Herrn. Faſt hundert Morgen, nicht wahr?"

„Sechsundneunzig Morgen und die Wieſen. Dazu die Fiſcherei für den Hausbedarf und die Holzablage."

„Ja, ja, ein ſchönes Grundſtück und mäßig verſchuldet bis auf das Ausgedinge. Und jetzt biſt du in Not und brauchſt Geld?"

„Ich bin nicht in Not," entgegnete Lauronat mürriſch, „aber ich brauche Geld, um ein Pferd zu kaufen. Noch dieſen Vormittag muß ich's haben."

„Mußt du's haben — um ein Pferd zu kaufen — noch dieſen Vormittag . . . ja, ja, ja. Hab ich recht gehört, daß du ein großer Nimrod biſt?"

„Das verſteh' ich nicht."

„Ein großer Jäger, mein' ich — und daß ſie dich auch gefaßt haben in der königlichen Forſt?"

Der Litauer lächelte, eher geſchmeichelt als beleidigt. „Das iſt wohl einmal geſchehen," ſagte er. „Ich habe die Jagd in Gilguhnen gepachtet, und wenn du als Margritſch einen Haſen in die Küche haben willſt . . ."

Der Alte wehrte mit der Hand ab. „Wieviel Geld brauchſt du denn, Pawils?" fragte er, ſich vorbeugend und die Arme auf die Seitenlehnen des Stuhls ſtützend.

„Nun — tauſend Mark."

„Tauſend —!“ rief Nathan Hirſch und erhob ſich ein wenig. „Gott gerechter — wie leicht dir das vom Munde geht!“

„Die Stute koſtet ſo viel — koſtet beinah ſo viel,“ berichtigte er ſich, da der alte Jude ihn mit ſeinen ſchwarzen Augen ſo eindringlich anſah.

„Iſt das Pferd eine Stute — und koſtet beinah ſo viel? Hm, hm! Tauſend Mark. Und was davon übrig bleibt —“

„Das brauch ich, um Kleinigkeiten zu bezahlen, die hängen geblieben ſind. Aber was geht es dich an, wozu ich das Geld brauche?“

„Kleinigkeiten — nu ja — Schulden mit Schulden bezahlen — äh! es gefällt mir nicht. Und warum kaufen ein teures Pferd, wenn man das Geld muß borgen?“

„Es bringt ſich wieder ein — das iſt meine Sache.“

„Kann ſein, kann auch nicht ſein. Und wenn ſich's nicht einbringt —“

Der Litauer ſtieß ärgerlich den Peitſchenſtock auf die Diele. „Was geht es dich an. Sprichſt du mit einem Kinde?“

„Ja, was geht es mich an? Weil ich dir rate zur Vorſicht, erzürnſt du dich gegen mich. Tauſend Mark ſind viel Geld. Sie nehmen ſich leicht in die Hand und geben ſich leicht aus der Hand, aber bis ſie wieder zurückkommen in die Hand . . . Gut, gut! Du willſt nicht hören. Wie denkſt du mir denn zu verſchreiben die tauſend Mark?“

„Pah! Ich bin dir doch ſicher."

„Mit dem Grundſtück! Soll's eingetragen werden?"

„Das dauert mir zu lange. Ich muß das Geld heut' haben."

„Ja, ich vergaß. Heut'! Auf der Stelle! Alſo gegen Wechſel."

„Wie du willſt."

„Nicht, wie ich will. Ich will nicht. Aber ich muß doch etwas in Händen haben. Weißt du, was ein Wechſel iſt, mein guter Pawils?"

„Gewiß weiß ich das." Lauronat lachte dazu. Er hatte Gelegenheit gehabt, ſich ſolche Papiere anzuſehen.

„Auf drei Monate."

„Meinetwegen. Mach's nur ſchnell."

„Du ſagſt: meinetwegen! ſo leichthin . . . Aber die Friſt iſt kurz, und wenn ſie abgelaufen iſt, ſag' ich: wo iſt mein Geld? und laß mich nicht vertröſten, ſondern greife zu. Denn das iſt ein Geſchäft, und ich will's nicht machen mit Verluſt. Biſt du ſicher, daß du mir gerecht werden kannſt, ohne dir ſelbſt zu ſchaden?"

Lauronat wies auf die Straße hinaus. „Die beiden Braunen allein ſind das reichlich wert."

„Ich glaub's wohl. Und das Grundſtück . . . ja, ja! ſo viel Sicherheit iſt vorhanden." Nathan Hirſch guckte wieder um die Stuhllehne nach ſeinem Sohne. „Können wir machen das Geſchäft, Moſes?"

Der Buchhalter wiegte den Kopf hin und her. „Wir können's machen, Vater."

„So ſchreib' den Wechſel, litauiſch und deutſch — tauſend Mark nach drei Monaten. Die Zinſen zieh' ich ab im voraus — das iſt Uſance bei dem reellſten Geſchäft. Sechs Prozent, nicht mehr als üblich. Ich mache kein Geſchäft aus Barmherzigkeit, aber ich bin auch kein Wucherer. Und nochmals rat' ich ernſtlich ab — meine Frau und mein Sohn ſind Zeugen. Glaub' meiner Erfahrung! Es iſt nicht gut, Geld zu borgen auf Wechſel. Hinterher kommt oft Heulen und Zähneklappern, und dann heißt's: der Gläubiger iſt hart und ein Kehlabſchneider, wenn er doch nur zurück haben will das Seinige. Laß dir nicht die Augen verblenden durch das ſchöne Pferd — morgen wirſt du's vergeſſen haben — und kaufe erſt, wenn du geſpart haſt. Dann wirſt du mit Ruhe —"

Lauronat wurde ungeduldig. „Was machſt du für Gerede!" unterbrach er. „Spar dir deinen guten Rat für einen, der ihn brauchen kann. Willſt du mir das Geld geben oder nicht?"

„Such's heraus, Moſes," ſagte der Alte. „Er will nicht hören. Lies vor die Schrift und gib ſie ihm in die Hand, zu leſen, damit er ſich nicht übereilt."

Es geſchah, Lauronat unterſchrieb ſeinen Namen mit ganz feſter Hand und ſtrich dann das Geld ebenſo ruhig ein, nachdem es ihm Nathan Hirſch

wohl dreimal vorgezählt hatte. Er bewegte nickend den Kopf ein wenig und ging zur Tür hinaus, ohne auch nur Adieu gesagt zu haben.

„Vergiß nicht, heut' über drei Monate —" hörte er sich nachrufen. An der Schwelle des Hauses spie er aus. Er dachte sich kaum etwas dabei: es verstand sich ganz von selbst, daß er hinter dem Juden ausspie.

Im Galopp jagte er nach Kaukehmen zurück. Die Pferdehändler wollten eben aufbrechen. Man wurde nun bald handelseinig und trank dann noch mehr als eine Flasche auf das gute Geschäft, das jeder den andern gemacht zu haben versicherte. Darauf fuhren die Juden sehr lustig ab. Sie wollten zum großen Markt nach Königsberg.

Lauronat kam aus dem Kruge nicht fort, bevor er sich mit dem Krüger verrechnet hatte. Er erschrak, als er hörte, wie hoch seine Schuld schon aufgelaufen sei. Sie ganz zu tilgen war ihm nicht möglich; fünfzig Mark wenigstens mußte er in der Tasche behalten.

„Bringe nur bald wieder etwas," sagte der Wirt, „du kommst zu selten."

Lauronat hielt's für geraten, seine Stute gleich nach Trakehnen zu bringen. Er legte ihr kleine Strohkränze um die zierlichen Fesseln, flocht Schweif und Mähne ein und band sie hinten an den Wagen. Dann fuhr er auf der Chaussee in der Richtung nach Tilsit fort.

Er hatte am nächsten Abend Insterburg noch nicht erreicht, als er bemerkte, daß das Pferd auf dem rechten Vorderfuß lahmte. Er untersuchte das Gelenk und den Huf, fand aber die Ursache nicht heraus. Er meinte, das Tier werde sich einen Stein eingetreten haben, der dann von selbst wieder abgefallen sei, kühlte aber vorsichtig am nächsten Brunnen den Fuß und setzte die Reise langsamer fort. Das Lahmen nahm jedoch zu, und das Fesselgelenk wurde dick. In der Stadt wartete er den nächsten Morgen ab. Das Pferd hatte schlecht gefressen. Nun blieb Lauronat doch nichts übrig, als den Tierarzt zu befragen.

Der untersuchte den kranken Fuß genau, verordnete Umschläge und meinte, er müsse jedenfalls einige Tage Ruhe haben. „Übrigens —" sagte er, mit Kennerblick die Stute betrachtend, „den Fuß da hab' ich schon einmal vor sechs Wochen in Behandlung gehabt."

Lauronat horchte mit ängstlicher Spannung. „Vor sechs Wochen — in Behandlung —?"

„Ja. Das Pferd gehörte damals einem Besitzer Neuendorf aus Jodoliſchken. Hast du es von ihm gekauft?"

„Nein, von den Juden. Sie haben mich betrogen!" Er nannte die Händler.

„Das Pferd wird durch verschiedene Hände gegangen sein, bis es zu ihnen gekommen ist," meinte der Tierarzt. „Du kannst nicht behaupten, daß sie

von der Krankheit gewußt haben. Sie gelten sonst als ehrlich. Was hast du gegeben?"

„Achthundertundfünfzig Mark."

„Der Preis ist allerdings verdächtig gering, wenn das Pferd fehlerfrei wäre ... Hoffentlich wird die Geschwulst bald wieder weichen und später auf der Weide nicht wiederkehren. Aber ein paar Tage muß das Tier unbedingt stehen und dann in ganz kleinen Tagemärschen transportiert werden. Es besticht sehr, ist aber ein ängstlicher Besitz."

Lauronat fügte sich unwillig. Der Aufenthalt war ihm verdrießlich schon der Kosten wegen; die Freude über den guten Kauf war ihm ganz vergangen. Das Pferd stand eine volle Woche. Nun riß ihm die Geduld. Trotz dringenden Abratens des Arztes band er es wieder an seinen Wagen und fuhr weiter. Aber schon nach einer halben Meile mußte er umkehren. „Da ist der Teufel im Spiel gewesen," rief er. Die Behandlung begann von neuem. Der Arzt nahm den Fall nicht mehr leicht. „Du hast die Sache sehr verschlimmert," sagte er. „Wenn du meinen Rat nicht befolgen willst, kann ich dir nicht helfen."

So ging's doch aber auch nicht gut weiter. Lauronat fuhr mit der Bahn nach Königsberg, die beiden Händler aufzusuchen. Er ermittelte wirklich Pinkus, der auf dem Herzogsacker einen Fuchshengst zuritt. „Das Pferd ist krank," schrie er ihn an, „du mußt es zurücknehmen. Es lahmt auf dem rechten Vorderfuß. Der Fehler ist alt."

„Das tut mir leid," entgegnete der Händler achſelzuckend. „Ich habe nichts davon gewußt. Löwenberg hat die Stute gebracht."

„Wo iſt er?"

„Was weiß ich? Er reiſt in der Provinz herum."

„Das iſt eine nichtswürdige Betrügerei! Ich will mein Geld zurück."

„Mich geht die Sache nichts an," verſicherte Pinkus. „Und nun laß mich ungeſchoren. Der Fuchs wird unruhig, wie du ſiehſt." Er ritt davon.

Der Litauer ermittelte Löwenbergs Wohnung in einer Seitengaſſe der Vorſtadt. Die Frau beſtätigte, daß ihr Mann auf der Reiſe ſei. Sie wollte ihm ſchreiben, daß er den Rückweg über Inſterburg nehmen und ſich dort das kranke Pferd anſehen ſollte. Lauronat blieb nichts übrig, als dorthin zurückzufahren, nachdem er einem Anwalt den Fall vorgetragen und Prozeßvollmacht erteilt hatte.

Löwenberg meldete ſich wirklich in Inſterburg. Er wollte von einem Beſitzer Neuendorf gar nichts wiſſen, die Stute von einem ganz anderen zum Verkauf in Kommiſſion erhalten haben. An den möge Lauronat ſich wenden.

„Mit dir allein hab' ich's zu tun," ſagte der Litauer. „Nimm das Pferd und gib mir mein Geld."

„Das iſt zum Lachen," antwortete der Händler. „Du haſt das Pferd beſehen und keinen Fehler entdeckt. Ich bin nicht klüger als du."

„Aber das Pferd ist krank."

„Du wirst es auf dem Transport schlecht behandelt haben.

„Das sollst du mir beweisen!"

„Du hast das Gegenteil zu beweisen. Die Stute war in Kaukehmen ganz gesund, dafür hab' ich meine Zeugen."

„Die ist vorher schon krank gewesen."

„Davon weiß ich nichts, und ich höre auch, daß du das kranke Tier unvernünftig angestrengt hast."

„Nein, ich bin im Schritt gefahren. Gib mir mein Geld."

„Nicht einen Pfennig. Klage doch! Verständiger ist, wir machen einen neuen Handel. Wenn du mir aber die Braunen verkaufen willst, zahle ich einen guten Preis." Dabei blieb Löwenberg.

Lauronat schrieb dem Anwalt, er solle schleunigst die Klage gegen beide Händler einreichen. Er wisse jetzt, daß sie Spitzbuben seien.

Er konnte sich in Insterburg, zumal mit dem Fuhrwerke, nicht länger aufhalten. Seine Barschaft war bei aller Sparsamkeit schon beinahe verzehrt. Er ließ die kranke Stute dem Gastwirt in Pflege und zugleich in Pfand, gab dem Arzt einen Schuldschein und machte sich in verdrießlichster Stimmung auf den Heimweg.

In Gilguhnen fand er Busze schon sehr besorgt wegen seines langen Ausbleibens. Er gab ihr nur unzureichende Auskunft — so von oben her, als

hätte er's überhaupt nicht nötig. Er war ja der Herr und konnte tun, was ihm beliebte! Mit Erdenings, der eine spitze Bemerkung nicht zurückhielt, geriet er gleich am ersten Tage in Streit. „Wenn du mir nicht gibst, was du mir schuldig bist," schrie der Alte, „so laß ich dir das Grundstück subhastieren. Ich habe mich erkundigt, das kann ich." Pawils riß das Gewehr von dem Wandnagel. „Wenn du das tust —!" Busze trat dazwischen und hielt seinen Arm. „Um Gotteswillen! Was hast du für Gedanken, Pawils? Mein Vater!"

„Er macht mich toll," sagte Lauronat, das Gewehr wieder forthängend.

Urte lag in der Kammer zu Bett und hustete unaufhörlich. „Und nicht einmal — das Fuhrwerk läßt er hier," keuchte sie, „daß man zum Doktor — schicken kann. Mit dem Fuhrwerk — treibt er sich — wochenlang herum. Das nimmt ein schlechtes — Ende, ein schlechtes . . ."

„Schweig', alte Nachteule," rief Pawils, stieß Erdenings in die Kammer und schlug die Tür hinter ihm zu.

Busze erfuhr nach und nach von dem Pferdekauf und daß er von den Juden betrogen sei. Zwischenein schimpfte er immer auf sie und drohte, daß er es ihnen schon besorgen werde. Von wem er das Geld geliehen, erzählte er nicht. Sie wagte auch gar nicht zu fragen, wo er's her hätte.

An Nathan Hirsch schickte er einen sehr sonder-

baren Brief. „Die Stute ist lahm," schrieb er, „und steht in Insterburg. Ich will sie nicht. Die Juden haben mich betrogen. Dein Geld muß Löwenberg dir abgeben, mich kümmert es nicht. Wenn du willst, kannst du auch das Pferd nehmen, aber der Gastwirt und der Arzt sind noch zu bezahlen. Sieh zu, wie du mit ihnen fertig wirst."

Er erhielt nach einigen Tagen eine schriftliche Antwort, zu der er den Kopf schüttelte. Er schien sie gar nicht zu verstehen. „Es wird sich ja finden!" brummte er in den Bart.

Eine Weile arbeitete Lauronat nun ganz fleißig in der Wirtschaft, das Versäumte nachzuholen. Es zeigte sich wieder, wie leicht ihm alles von der Hand ging, wenn er nur wollte. Die Wiese mähte er in der halben Zeit, wie der Nachbar Liebelt die seine, und die Kartoffeln auf dem Grenzacker behäufelte er besonders sorgfältig, um ihm zu beweisen, daß er's auch verstehe. Bei der Roggenernte war er mit den Frühesten auf und mit den Fleißigsten abends noch auf dem Felde. Dabei kamen auch die Braunen und die beiden Füllen, die er aufzog, nicht zu kurz. Busze freute sich ihres tüchtigen Mannes, den alle rühmten, und auch die Altsitzer waren jetzt mit ihm zufrieden. „Wenn's so fortgeht," meinte Erdenings, „kann er sich noch auf den grünen Zweig bringen."

Dann aber kam wieder Ärger über Ärger. Der Advokat in Königsberg und das Gericht forderten Vorschuß. Die beklagten Pferdehändler machten Einwendungen, auf die er antworten sollte. Er begriff gar nicht, wie das von Wichtigkeit sein könnte. Ein Winkelschreiber, an den er sich gewendet hatte, schien die Sache noch mehr zu verwirren. Dazu meldete der Gastwirt aus Insterburg, die Stute werde wahrscheinlich lahm bleiben; sie sei jetzt schon nicht mehr so viel wert, als seine Forderung für Stall, Futter und Wartung betrage. Wenn Lauronat sie nicht abhole und ihn befriedige, müsse er sie vom Gericht öffentlich ausbieten lassen. „Das ist alles der Juden Schaden," schrieb Lauronat ihm, „tu', was du willst." Die Stute wurde wirklich verkauft. Der Gastwirt kam nicht einmal zu seinem Gelde und klagte wegen des Restes. Auch der Tierarzt klagte. Zu Johanni waren die Hypothekenzinsen unberichtigt geblieben; nun wurde auch dieser Gläubiger schwierig. Der Exekutor kam wiederholt nach Gilguhnen und pfändete. Heu und Roggen wurden fortgenommen; eins von den Füllen kam unter den Hammer, und der Verdruß darüber steigerte sich noch, als Liebelt es kaufte, der verhaßte deutsche Nachbar. „Der Teufel ist los," rief Lauronat, „er läßt zu, daß man mir Gewalt antut. Aber die Abrechnung wird schon kommen."

Nun verlor er rasch wieder die Lust zur Arbeit. „Für wen strapziere ich mich?" Busze bat ihn

flehentlich, den Mut nicht sinken zu lassen, an seine Kinder zu denken. Er nahm abends wieder das Gewehr und ging auf die Jagd. Oft blieb er die halbe Nacht aus, mitunter kehrte er erst am Morgen zurück. „Brauchst du den Kahn nicht mehr?“ fragte die Frau. Eigentlich wollte sie wissen, weshalb er sie nicht aufforderte, ihn zu begleiten. Er verstand sie auch so. „Ich habe einen anderen, der mir hilft,“ antwortete er. „Es ist auch für alle Fälle gut, daß einer sagen kann, ich sei zu Hause gewesen.“ Sie schwieg dazu. Was er von ihr verlangte, wußte sie.

Er war nicht der einzige, der im Moor und in der Forst wilderte. Auf seinen Streifzügen hatte er einen waghalsigen Burschen kennen gelernt, der ihm gefiel. Jakubs Kalbis hatte von einem Wirt in Iblauken ein Stück Bruchland und Weide gepachtet, darauf auch eine Hütte und einen kleinen Stall von Torf und alten Brettern gebaut, mit Stroh und Moos über einem leicht zusammengefügten Sparrenwerk von Kiefernzweigen gedeckt. Er hauste darin mit seiner Schwester, der Lenke Kalbis, die schon im Gefängnis gesessen hatte. Auch er selbst stand nicht in gutem Ruf, obgleich man ihm nichts Bestimmtes nachsagen konnte. Der Kartoffelacker, der Krautgarten am Häuschen, die magere Weide für eine kleine Kuh, der Eiersegen von einigen Hühnern und der Schweinestall ernährten sie nicht; sie mußten bei den Wirten und, wenn diese nichts zu tun hatten, weiter ins Land auf Arbeit gehen.

Im Winter ließ Kalbis sich beim Holzschlagen in der Forst beschäftigen und half dann auch beim Abrücken. Lauronat traf ihn einmal nachts mit einem Gewehr am Waldrande. Kalbis hielt ihn für den Förster und legte auf ihn an, da er meinte, nicht mehr entfliehen zu können. Das Mißverständnis klärte sich noch rechtzeitig auf. Seitdem begegneten sie einander öfters auf Verabredung und pirschten gemeinsam oder hielten für einander Wache. Kalbis besaß einen schmalen und flachen Kahn, den er sich selbst gezimmert und versteckt hielt; auf den Gräben im Moor war er sehr brauchbar. Er pflegte die Jagdbeute damit abzuholen, und Lauronat überließ ihm nun auch die seine, da er am Fluß einen stets bereiten, heimlichen Abnehmer hatte. Der Gewinn wurde geteilt. Sich mit dem Büdner öffentlich zu zeigen, hätte der Wirt für eine Schande gehalten; nachts waren sie zwei Wilderer, die auf völlig gleichem Fuß verkehrten. Es kam auch vor, daß Lauronat in die Hütte eintrat und sich von Lenke einen Schnaps anbieten ließ. Sie kam dann aus einem Bretterverschlage zum Vorschein, wo ihr Bett stand. Aus dem Schlaf gestört zu werden, schien ihr gar nicht verdrießlich zu sein. Sie lachte viel und plauderte gern, wenn der vornehme Wirt dazu aufgelegt war. Sie hatte hübsche muntere Augen und perlweiße Zähne, mit denen selbst eine Litauerin Staat machen konnte. Die Figur war aber unansehnlich, und sie

ſcherzte wohl auch ſelbſt darüber, daß ſie zu dem baumlangen Gaſt in die Höhe ſehen müſſe.

Indeſſen hatte der September heftigen Weſtſturm und Regen gebracht. Alle Zuflüſſe zum Haff ſtauten hoch auf, die Gräben im Moor und in der Forſt ſtanden bis zum Rande voll Waſſer. Die Pfade wurden ungangbar. Lauronat mußte ſich in dieſen Tagen zu Hauſe halten. Eines Vormittags kam Nathan Hirſch auf einem Wägelchen, das ſein Schwiegerſohn Moritz Lewy kutſchierte, nach Gilguhnen gefahren und ſtieg bei ihm ab.

„Ich muß zu dir kommen," ſagte er, „da du meinen Brief unbeachtet gelaſſen haſt. Du haſt ihn doch bekommen?"

„Ja," antwortete der Litauer mürriſch, „der Poſtbote hat ihn gebracht. Ich dachte, es hätte nicht ſolche Eile. Wozu ſollt' ich dich auch beſuchen?" Er hatte den Brief in die Taſche geſteckt, als ginge er ihn gar nichts weiter an.

„Die Friſt iſt abgelaufen," bemerkte Nathan, „da hat ein Wechſel doch wohl Eile. Er iſt ausgeſchrieben in meinem Hauſe, deshalb durft' ich Zahlung erwarten in meinem Hauſe. Kommſt du aber nicht zu mir, muß ich kommen zu dir und das Papier präſentieren, damit du weißt, daß es noch in meiner Hand iſt." Er zog ſeine Brieftaſche vor und nahm das Blättchen heraus. „Iſt das dein Wechſel über tauſend Mark, zahlbar nach drei Monaten? Sieh ihn dir an."

Lauronat blickte ohne besondere Aufmerksamkeit darüber hin und schielte nach Busze, die am Webstuhl saß und jetzt das Schiffchen ruhen ließ. Ihre Anwesenheit war ihm augenscheinlich sehr unlieb, aber sie fortzuschicken, fand sich doch kein Grund. Sie hatte schon ein recht erstauntes Gesicht gezeigt, als der alte Jude mit dem langen weißen Bart eintrat; seine Reden mußten ihn ihr noch verdächtiger machen.

„Ich habe dir doch gleich geschrieben," sagte Pawils.

Nathan Hirsch setzte sich auf einen Stuhl am großen Tisch und ließ den Wechsel vor sich liegen. „Erlaube, daß ich nehme Platz, bis du das Geld aufgezählt hast," äußerte er sich, „das Alter steckt mir in den Beinen, sie wollen nicht mehr taugen zum Gehen und Stehen. Bin ich dir kein lieber Gast, so fertige mich rasch ab."

„Ich habe dir doch gleich geschrieben," wiederholte der Litauer.

„Was hast du mir geschrieben? Daß das schöne Pferd ist lahm und steht krank in Insterburg, und daß die Händler dich haben betrogen. Ich kann nicht prüfen, ob das ist wahr, aber es hat mir aufrichtig leid getan, dein Malheur. Bei der Sache helfen konnt' ich doch nichts."

„Die Stute ist mit deinem Gelde gekauft — Löwenberg hat dein Geld erhalten und muß es zurückgeben," meinte Lauronat kühl. „Ich habe dir

geschrieben: nimm die Stute und fordere dein Geld. Du hast aber die Stute nicht genommen, als es Zeit war, und nun hat sie sich selbst aufgezehrt. Das ist deine Schuld."

„Gott gerechter!" rief Nathan Hirsch. „Was soll sein meine Schuld? Ich hab' dir geliehen tausend Mark auf Wechsel, und die drei Monate sind reichlich um. Ich habe dich gewarnt, zu kaufen ein Pferd mit geborgtem Gelde, aber du hast wollen klüger sein. Bist du nun zu Schaden gekommen, halte dich an den, der dich geschädigt hat. Ich will mein Geld."

„Und ich mein Pferd."

„Ist das ein unsinniges Gerede! Ich sage dir, mein Wechsel ist mein Wechsel, und dein Pferd ist dein Pferd. Es fehlt da jeder Zusammenhang. Was kümmert mich dein Pferd?"

„Ja, wenn du das Geld haben willst —"

„Natürlich will ich das Geld."

„So warte ab, bis Löwenberg es zurückzahlt. Behalten werd' ich's nicht."

„Du magst es behalten, wenn du mich befriedigt hast. Ein Kind muß doch einsehen —"

„Ein Kind muß doch einsehen, daß ich nicht das Pferd verlieren kann, und überdies noch Geld zahlen soll!"

Nathan Hirsch ließ es nicht an Zeichen der Ungeduld fehlen. „Man könnte ärgerlich werden," sagte er, „wenn man dich so mit ganz ernstem Ge-

ſicht Unſinn reden hört. Aber ich will nicht ärgerlich werden, weil du Unglück gehabt haſt, und weil ich doch bin in meinem guten Recht. Da liegt der Wechſel. Willſt du ihn einlöſen oder nicht?"

Der Litauer ging an den Wandſchrank, öffnete ihn und nahm die Branntweinflaſche heraus. Er ſtellte vor den Gaſt ein Gläschen hin und füllte es bis zum Rande. „Trink," ſagte er, „und ſprich nicht weiter davon."

Hirſch ſchob das Glas zurück. „Ich will trinken, wenn das Geld auf dem Tiſch liegt."

„Ich habe kein Geld."

„Dacht' ich's doch. So gib mir dein Fuhrwerk in Pfand, und ich will dir eine kurze Friſt bewilligen."

„Daß ich ein Narr wäre!" rief Lauronat. Er hatte auch für ſich einen Schnaps eingegoſſen und warf ihn über die Zähne.

Der Jude ſtand auf. „Ich hätte dir die Gerichtskoſten gern erſpart," bemerkte er, „aber du biſt eigenſinnig." Er verwahrte den Wechſel wieder in der Brieftaſche. „Was bleibt mir anders übrig, als gegen den böswilligen Schuldner zu klagen, und ihn zwingen zu laſſen zu ſeiner Pflicht? Sage hinterher nicht, daß ich hart mit dir verfahren bin."

„Die Gerichtsherren werden ja doch einem Juden nicht mehr glauben als einem Litauer," antwortete Lauronat ſehr ruhig über die Schulter hin.

Nathan Hirſch machte eine Gebärde, die ausdrücken ſollte: ich glaube gar nicht, daß du ſo ver-

nagelt biſt, als du dich ſtellſt. An der Tür wendete er ſich noch einmal zurück und ſagte zu Busze: „Dein Mann handelt töricht. Er hat Verluſt gehabt durch den Pferdekauf — das iſt ein Unglück, das er tragen muß. Warum will er ihn vergrößern durch die Gerichtskoſten? Ich will warten bis heute Abend. Sprich mit ihm verſtändig.“ Er fuhr ab. Busze ſah's vom Fenſter aus. Sie hatte bis dahin kein Wort geſprochen und nicht einmal zu den beiden Männern hinüber geblickt. Jetzt erhob ſie ſich, lehnte den Arm an den Pfoſten des Webſtuhls und ſenkte die Stirn darauf. Pawils hörte ſchluchzende Laute.

„Was gibt's denn?“ fragte er unwirſch.

„Du haſt dich in des Juden Hand gegeben,“ antwortete ſie, „nun kommt alles heraus. Wie willſt du die tauſend Mark zahlen? Er richtet uns zugrunde.“

„Aber du hörſt ja —“

„Du haſt doch das Geld von ihm geliehen.“

„Ja, aber ich hab' ihm geſagt, daß ich die Stute kaufen wollte, und dazu hat er mir's gegeben. Wo iſt nun die Stute? Dafür kann ich doch nicht, daß ſie einen Fehler gehabt hat, den kein Menſch entdecken konnte! Es ſind ja auch noch andere Leute bei der Beſichtigung zugegen geweſen; ich kann zehn Zeugen ſtellen. Was will der Jude jetzt von mir? Er muß warten, bis ich zu meinem Recht gekommen bin.“

Sie gab darauf keine Antwort, hörte aber auch

nicht auf zu weinen. Ärgerlich ging er hinaus und schlug die Tür hinter sich zu.

Nach wenigen Tagen schon kam die Klage mit einem ganz kurzen Termin. Lauronat verweigerte seine Unterschrift. „Das kann dir doch nichts helfen," meinte der Postbote.

„Ich gehe selbst aufs Gericht," sagte Lauronat, „man braucht's ja den Herren nur klar vorzustellen."

„Es ist mit einem Wechsel so eine besondere Sache," entgegnete der Beamte. „Da fragen sie nur, ob du geschrieben hast."

Er lachte. „Wir werden ja sehen."

Der Termin war auf einen Freitag anberaumt. Am Donnerstag gegen Abend kam die Lenke Kalbis auf den Hof und fragte nach dem Wirt. Sie hatte den Weg über die schmutzige Landstraße zu Fuß gemacht, was ihren Schnürstiefeln anzumerken war. Übrigens hatte sie ihre besten Röcke angezogen, wohl fünf oder sechs übereinander, und den obersten von hinten her über den Kopf genommen, ihn selbst und die stramm über der Brust zugehakte Tuchjacke gegen den Regen zu schützen, den der Wind unter den Schirm getrieben haben mochte. Unter diesem Dach blitzten die munteren Augen und bewegte sich das Stumpfnäschen unaufhörlich. Die Magd wies sie an die Frau. Busze musterte die keck eintretende Person. Zu den ihr bekannten Wirtsfrauen und Wirtstöchtern der Nachbarschaft gehörte sie nicht. „Was willst du?" fragte sie.

„Ich muß den Wirt Pawils Lauronatis ſprechen," antwortete das Mädchen, ſich neugierig in der Stube umſchauend. „Kannſt du mir ſagen, wo ich ihn finde?"

„Er hat in der Wirtſchaft zu tun," ſagte Busze. „Iſt etwas an ihn zu beſtellen?"

„Nein — ich muß es ihm ſelbſt ſagen," erwiderte Lenke und zeigte dabei lachend die weißen Zähne.

„Es wird doch wohl nichts ſein, was ich nicht auch hören kann," meinte die Frau.

„Wenn Pawils es dir ſagt, wirſt du's ja wiſſen," wich die Kleine aus.

Busze betrachtete ſie mit mißtrauiſchen Blicken. „Ich hoffe, daß du mit meinem Manne keine Geheimniſſe haſt."

„Ach —!" Sie ſenkte die ſpitzbübiſchen Augen und ſchmunzelte.

„Wie heißt du denn?"

„Wenn du mich nicht kennſt, iſt's beſſer für dich, ich ſage es dir nicht. Das iſt für alle Fälle beſſer. Warum brauchſt du zu wiſſen, mit wem dein Mann heimlich geſprochen hat?"

„Mein Mann hat mit niemand heimlich zu ſprechen."

„Du kannſt ja abwarten, ob er mich abweiſt. Es iſt auch nichts, was dich angeht."

Busze bedachte ſich eine kleine Weile. „Pawils iſt im Stall bei den Pferden," ſagte ſie dann. „Setze dich, bis er in die Stube kommt."

„Ich will lieber zu ihm gehen," antwortete der

ſonderbare Gaſt, „es dauert mir ſonſt vielleicht zu lange. Ich habe einen weiten Rückweg, und es wird früh dunkel.“

Sie wartete die Erlaubnis nicht ab, ſondern kehrte gleich um und trippelte über den Flur nach der Stalltür.

„Wer iſt das?“ fragte Busze die Magd, die am Herd beſchäftigt war.

„Die Lenke Kalbis aus Iblauken,“ gab dieſelbe Auskunft. „Sie wohnt bei ihrem Bruder dicht am Moor und geht manchmal auf Arbeit. Hier hab' ich ſie ſonſt noch nicht geſehen. Ihr Bräutigam war der Anus Kulies aus Karkeln, der als Matroſe gefahren und mit dem Schiff untergegangen iſt. Ein paar Monate, nachdem er das letztemal in Karkeln bei ihr war, hat ſie ins Gefängnis müſſen.“

„Weshalb?“

„Ach — weil ihr Kind ſo ſchnell geſtorben war.“

Dieſer Grund reichte Busze völlig aus. Sie fragte nicht weiter. Aber ſie horchte nun doch im Vorbeigehen an der Stalltür, ob ſie von dem Geſpräch etwas erlauſchen könne. Es wurde ganz leiſe geführt.

Lenke hatte Lauronat geſagt, daß ihr Bruder ſie ſchicke. Er ſei mit dem Boot in der Forſt geweſen, um Holz zu holen, und habe bemerkt, daß ein Rudel Hochwild auf einem Heideplan vom Waſſer abgeſperrt ſei. Das dumme Vieh ſtecke dort die Köpfe zuſammen und wage ſich nicht durch den Sumpf. Mit dem flachen Kahn könne man ihm

aber ankommen. „Jakubs meint, du haſt einen Elch ſchießen wollen," ziſchelte ſie. „Das iſt jetzt leicht getan. Aber es iſt keine Zeit zu verlieren. Läßt der Wind nach, ſo tritt das Waſſer zurück — und es kann auch ſein, daß die Förſter aufmerkſam werden und an einer ſchmalen Stelle Zweige hineinwerfen, damit die Tiere eine Brücke haben."

Lauronat horchte geſpannt. „Wann will Jakubs . . ."

„Am liebſten ſchon die nächſte Nacht. Allein aber kann er nichts ausrichten — die Laſt iſt zu ſchwer für einen, und es muß ein ſehr Starker dabei ſein, ſonſt zwingen auch zwei ſie nicht."

„Gut, ich komme. Nächſte Nacht alſo."

„Wenn dir das Wetter nicht zu ſchlecht iſt."

„Es iſt mir nicht zu ſchlecht. Jakubs ſoll auf mich warten. Hier haſt du etwas für deinen Gang." Er faßte in die Taſche und holte einige Silbermünzen vor.

„Laß nur," ſagte ſie, ſeine Hand abwehrend. „Ich brauche nichts, und es iſt gern geſchehen."

Jetzt erſt, da er in den Stallgang getreten war, ſah er ſie ſich genauer an. „Du haſt dich ja ausgeputzt, als ob du zum Tanz gehen wollteſt," bemerkte er, ſie bei den Schultern faſſend.

„Gefalle ich dir?" fragte ſie.

„Ich hätte nicht gedacht, daß du ſo blitzſauber ausſehen könnteſt."

„Das dachte ich wohl. Bei uns iſt's finſter, und in der Zeit, wenn du zu kommen pflegſt, ſind auch

alle Katzen grau. Da hab' ich für dich einmal Sonntag gemacht."

Er lächelte geschmeichelt. „Ich will nur wünschen, daß du nicht naß wirst," sagte er. „Ich komme also. Geh' dort hinten hinaus. Es ist besser, man sieht dich nicht."

„Deine Frau hat mich schon gesehen," kicherte sie in die Hand.

„Das hat nichts zu bedeuten," meinte er, „wenn's darauf ankommt, weiß sie doch nichts." Er beugte sich vor, öffnete mit der linken Hand die Tür und klopfte ihr mit der rechten die runde Schulter, indem er sie zugleich sanft hinausschob. „Hilf mir noch, den Rock über den Kopf nehmen," bat sie. Das geschah. Dann öffnete sie auf der Schwelle den Schirm unter der Traufe und sprang mit einem lauten „Hopp" über die Pfütze. Pawils sah ihr durch die Spalte nach.

Bald darauf blickte Busze durch die Flurtür. Es dauerte ihr zu lange, bis die Margelle zurückkam.

„Nun?" fragte er.

Sie bemerkte, daß er allein war. „Ist sie schon fort?"

„Wer?"

„Ich habe doch Augen und Ohren."

„Es ist niemand hier gewesen," sagte er in befehlendem Ton, der jeden Einwand abschneiden sollte.

Busze verstand ihn und schwieg.

Sie schwieg aber auch, als er sie später in der Stube ganz freundlich anredete, und stellte ihm sein Abend-

essen auf den Tisch, ohne sich zu ihm zu setzen. Dann ging sie früh schlafen. Auch er ließ das Licht nicht lange brennen und legte sich zu Bett.

Aber nach einer Stunde schon stand er leise wieder auf und tappte nach seinen Kleidern herum. Er zog die hohen Wasserstiefel und den Pelzrock an, der an der Wand hing, und setzte die blaue Kapuze auf. Aus der Ecke hinter dem Bett nahm er das Gewehr und den Schrotbeutel. Er wollte eben hinausschleichen, als er seinen Namen rufen hörte.

„Was willst du?" flüsterte er. „Schlafe doch."

„Ich kann nicht schlafen," sagte Busze, sich aufrichtend.

„Das ist dumm," schalt er.

„Wohin gehst du?" fragte sie.

Er antwortete nicht, aber der Hahn des Gewehrs knackte leise.

„Nimm mich mit, Pawils."

„Heute nicht. Schlafe doch."

„Ich kann dir so gut helfen als eine andere."

Er lachte kurz auf. „Ach so . . ."

„Ich soll schon längst von deinen Wegen nichts mehr wissen."

„Das kann sein."

„Die Lenke Kalbis weiß aber davon."

Darauf erfolgte eine Weile keine Antwort. Dann trat er ans Bett und sagte: „Du bringst mich auf Gedanken, die ich bis jetzt nicht gehabt habe. Ich will versuchen, sie wieder zu vergessen."

Busze faßte ſeinen Arm, ihn zurückzuhalten. „Ich tat dir alles zu Liebe — mehr als ich ſollte. Weil ich dir gut bin, Pawils, war ich ſchlecht gegen Vater und Mutter. Mitten in der Nacht bin ich aufgeſtanden, ſo oft du mich weckteſt, und mit dir ausgefahren —"

„Schweig ſtill," befahl er. „Die Wand iſt dünn. Das braucht keiner zu hören."

„Wenn du der Perſon mehr vertrauſt als mir —"

„Nun iſt's aber genug," fiel er ärgerlich ein. „Du weißt nicht, was du ſprichſt. Es iſt ganz dumm." Er machte ſich von ihr los und entfernte ſich mit ſchleichenden Schritten aus der Stube, die Tür leiſe hinter ſich zuklinkend.

Es regnete jetzt nicht in Tropfen, aber ein dichter naſſer Nebel zog vom Haff her über die Stoppelfelder und Weidepläne, durch die er ſeinen ungebahnten Weg nahm. Mitunter tauchte aus der grauen Wand der dunklere Schattenriß eines Baumes oder einer Reihe von Bäumen vor, die den Rand eines Grabens anzeigten und bald wieder verſchwanden. Lauronat mied die Landſtraße, die ihn durch Dörfer führen mußte, und behielt immer das Moor ein paar hundert Schritte ſeitwärts. Trotz der Dunkelheit verirrte er ſich nicht. Es ging ihm zwar durch den Kopf, daß Busze ſich ſo ſonderbar benommen hatte wie noch nie, aber das beunruhigte ihn wenig. Wenn alles gut ablief, konnte er ihr ja ſagen, was Lenke gewollt hatte. Jetzt beſchäftigte ihn nur

die Jagd, zu der er sich mit leidenschaftlichem Eifer rüstete. Er beeilte möglichst seine Schritte und öffnete den Pelzrock, als ihm zu heiß wurde. Nach einer Stunde sah er die dunkle Masse der Torfhütte dicht vor sich. Er klopfte an das kleine Fenster, hinter dem kein Licht brannte.

„Bist du's?" fragte eine Stimme von innen.

„Komm nur," antwortete Lauronat, „ich bin bereit."

Kalbis brachte zwei Stangen mit. Das Gewehr hatte er unter dem langen Rock von grauem Want versteckt. „Geh an den Graben voran," sagte er, „ich bringe das Boot aus dem Schilf. Aber nimm dich in acht, daß du nicht einsinkst. An der Weide kannst du stehen bleiben und auf mich warten."

Dort stieg Lauronat ins Boot, um dann hinten die Stange zu handhaben, während Kalbis mit der seinen vorn zur Seite einstieß und den Weg kreuz und quer durch das Moor anzeigte.

Endlich nach scharfer Arbeit war die Forst erreicht. Das Boot glitt zwischen Ellerngebüsch hin, mitunter an dessen Wurzeln stoßend. Eine Viertelstunde weiter lichtete sich wieder der Wald. Die Ränder des Grabens wurden ganz flach und verloren sich bald völlig im Sumpf, der sich rechts und links seeartig ausbreitete, soweit der Nebel einen Ausblick gestattete. Dahinter tauchten einzelne Bäume auf, die auf einer Insel zu stehen schienen. Wirklich stieß das Boot nach einer Weile auf festeren Grund.

Kurz vorher noch waren die Stangen tief eingesunken.

„Hier iſt's," ſagte Kalbis, indem er hinausſprang und die Spitze aufs Land zog. „Das Waſſer geht rund herum. Geſtern ſtand es aber noch höher, und morgen wär's zu ſpät geweſen." Er machte ſein Gewehr ſchußfertig.

Lauronat folgte ihm. Es war ein wenig heller geworden. Der Mond mußte aufgegangen ſein; wenn er auch unſichtbar blieb, gab er doch dem Nebel einen mehr lichten Ton. Mitunter riß auch der Sturm in die Wand ein Loch, das ſich erſt nach Minuten wieder ſchloß. Die beiden Männer ſchritten durch das naſſe Gras den Bäumen zu. An einer Stelle, wo ſie dichter aneinander gereiht waren, machte Kalbis Halt. Er zeigte mit der Hand geradeaus, ohne zu ſprechen. Lauronat ſah, daß ſich hinter dem Gebüſch etwas bewegte. Bald erkannte er die Schaufelgeweihe von mehreren Elchen.

Sie ſchlichen heran, das Gewehr unterm Arm, von einem Baumſtamm zum anderen Deckung ſuchend. Plötzlich entſtand unter den Tieren eine merkliche Bewegung. Die Köpfe richteten ſich mit ihrer ſchweren Laſt auf, das klappernde Geräuſch der Hufe wurde hörbar. Wie auf ein Zeichen ſetzte ſich die Heerde in Trab und jagte in entgegengeſetzter Richtung davon. „Sie kommen nicht durch," flüſterte Kalbis, „das Waſſer iſt zu flach zum Durchſchwimmen und zu tief zum Durchwaten; ſie wiſſen

ganz genau, wie weit sie mit den Beinen einsinken, und bringen sich nicht in Gefahr — wir müßten sie denn verfolgen und in Schrecken setzen. Das lassen wir bleiben. Wenn wir einen Hirsch schießen, der halb im Sumpf steckt, wie bekommen wir ihn heraus? Aber es dauert nicht lange, so kehren die Tiere hierher zurück. Ich habe sie da gestern auch stehen gesehen — es ist ihr Standort. Wir können uns indessen noch etwas näher heranbringen."

Sie nahmen hinter einer mächtigen Kiefer Aufstellung. Es verging wirklich keine lange Zeit, bis das Elchwild sich wieder hinter dem Gebüsch zeigte. Freilich war die Dunkelheit so groß, daß ein Schuß auf einen der sich schwach auf der Nebelwand abzeichnenden Köpfe kaum ein sicherer Treffer sein konnte. Die Jäger warteten noch. Da setzte eins von den größten Elchen aus dem Gebüsch heraus und näherte sich ihnen langsam mit hochgehobenem Geweih. Jetzt zielte Lauronat und schoß. Das Tier war getroffen und kehrte schwankend um. Nun legte auch Kalbis an und gab ihm einen Schuß in die Seite. Mit einem ächzenden Laute brach es zusammen. Die erschreckte Herde jagte in wilder Flucht davon.

Die beiden Wilddiebe sprangen vor, um sich ihrer Beute zu bemächtigen. Sie faßten das noch zuckende Tier an den Hinterläufen und bemühten sich, es über das Gras zu schleifen. Das erforderte größere Anstrengung, als sie erwartet haben mochten.

Doch gelang es ihnen, den Elch bis in die Nähe des Bootes zu ſchaffen. Nun mußte er aber gehoben werden. Die Gewehre waren ihnen ſehr hinderlich. Sie ſtellten ſie diesſeits in einen Wacholderſtrauch. Jetzt bewies Lauronat ſeine Rieſenkraft, indem er die Schulter unterſetzte und ſo das Hintergeſtell vom Boden und über Bord brachte. Kalbis ſchleppte den Kopf am Geweih nach und warf ihn ins Boot, um ſelbſt nachzupoltern, da er das Gleichgewicht verloren hatte. Nun ſchob Lauronat mit aller Anſtrengung das ſchwer belaſtete Gefährt ſo weit ins Waſſer, daß er es mit einem Stoß ganz frei machen konnte. Er wollte vorher nur noch die Gewehre holen.

In dieſem Augenblick aber gewahrte Kalbis von der Forſt her einen Kahn mit zwei Männern. Im Nebel hatte er ſich um die Inſel herum unbemerkt bis auf fünfzig Schritt nähern können. „Der Förſter," ziſchelte er, „fort, fort!" Zugleich ſtieß er mit der Stange gegen den Erdrand. Lauronat erkannte ſogleich die Gefahr. Es war keine Sekunde Zeit zu verſäumen. Mit den beiden kräftigen Armen das Bordbrett faſſend, ſtieß er ab und ſchwang ſich hinüber. Das Boot ſchwankte und ſchöpfte Waſſer, wurde aber bald wieder ins Gleichgewicht gebracht, als er erſt ſtand und ſeine Stange regierte. Es war doch durch dieſes Manöver ein kurzer Aufenthalt entſtanden, der hingereicht hatte, die Entfernung von dem Förſter und ſeinem Gehilfen bedeutend

abzukürzen. Sie wäre noch geringer geworden, wenn deren Kahn nicht, zuletzt in zu raſche Bewegung geſetzt, am Ufer aufgeſtoßen wäre und erſt wieder hätte flott gemacht werden müſſen.

„Hatt' ich mir's doch gedacht," knurrte der Förſter, „daß die Kerle ſich die Gelegenheit nicht entgehen laſſen würden. Diesmal aber krieg' ich dich, Halunke! Wir haben auch ein Boot. Halt!" ſchrie er, „und ergebt euch, ihr Schufte, oder ich ſchieße. Ich kenne dich, Pawils Lauronatis, ich kenne dich, warte nicht ab, bis dir eine volle Ladung in die Kaldaunen fährt. Halt, ſag' ich, und zum drittenmal Halt!"

„Niederknieen!" kommandierte der frühere Unteroffizier, „und die Stangen feſt einſetzen."

Der Schuß krachte, aber die Rehpoſten pfiffen über ihren Köpfen weg.

„Zum Teufel," knirſchte Lauronat, „wir haben unſere Gewehre zurückgelaſſen. Sonſt ſollt' er bald merken, daß ich beſſer treffe als er."

Der Förſter lud von neuem. Indeſſen mußte der Gehilfe allein den Kahn ſchieben. Dadurch gewannen die Wilddiebe einen Vorſprung, der ſich mehr und mehr vergrößerte, als ſie nun wieder aufrecht ſtanden und mit dem ganzen Körpergewicht gegen die Stangen drückten. Sie hatten ſchon den Graben erreicht, als die Verfolger noch durch den Sumpf einen Weg für ihren breiteren Kahn ſuchten.

Und nun begann eine tolle Jagd durch das

Moor. Kalbis wußte hier so gut Bescheid, daß er wagen konnte, in die Quergräben einzulenken und die Verfolger irre zu führen. Er fand sich immer wieder zur richtigen Fahrstraße zurück. Diese plötzlichen Wendungen hinderten den Förster denn auch, nochmals von seinem Gewehr Gebrauch zu machen. Er mußte von Glück sagen, wenn er im nächtigen Nebel die Gestalten der Wilderer nicht ganz aus den Augen verlor. „Vorwärts, vorwärts," ermunterte er den Gehilfen, dem schon der Arm matt wurde, „sie dürfen uns nicht entwischen." Ihm selbst perlte der Schweiß von der Stirn.

Für Kalbis' kleines Boot war die Last der beiden Männer und des Elchs fast zu groß. In der Mitte ragte das Bordbrett kaum einen Zoll aus dem schwarzen Wasser vor. Nur wenn sie ganz gleichmäßig die Stangen einstießen, beugten sie gefährlichen Schwankungen vor, und bei allem Geschick konnten sie das Einströmen doch nicht ganz hindern. Ihre Hoffnung, den Forstbeamten außer Sicht zu kommen, wurde immer wieder getäuscht. Und jetzt, nach einer Stunde eiligster Flucht, näherten sie sich bereits dem Ende des Moors, wo die Gräben flacher wurden und in verschilfte Sümpfe einliefen. Kalbis wußte, daß er dort festsitzen müßte, wenn er den Förstern nicht die einzige Fahrstraße nach seinem Hause zu anzeigen wollte. „Es hilft nichts," sagte er, „wir müssen den Elch abwerfen und ihnen den Graben sperren."

Lauronat überlegte noch eine Weile. Der Entschluß, die Beute fahren zu lassen, wurde ihm sehr schwer. Endlich stimmte er doch seufzend zu. „Dann aber sogleich," riet Kalbis. „Es geht hier immer gerade aus, und sie sind uns bald nach." Er gab dem Boot, um einen festeren Halt bei der schwierigen Ausladung zu schaffen, eine Wendung, so daß es sich vorn und hinten in den Grabenrand eindrückte. Dann steckten sie zu beiden Seiten die Stangen knapp und tief ein. Nun hoben sie mit Anstrengung aller Kräfte den schweren Körper hoch, gaben ihm eine schwingende Bewegung und ließen ihn quer durch den Graben ins Wasser plumpen. Es spritzte auf und übergoß das schwankende Boot. Viel fehlte nicht, so wäre Lauronat nach der anderen Seite übergefallen. Er mußte sich bücken und lang niederlassen. Kalbis zog seine Stange heraus. „Weiter können sie nicht," sagte er lachend. „Bis sie den Elch aus dem Wege geschafft haben, sind wir in Sicherheit."

Der Zeitverlust war doch groß gewesen. Kalbis hatte eben erst wieder sein Boot flott machen können, als der Förster die Sperre erreichte. Er bemerkte sofort, was geschehen war; der Rücken des Tieres und die Schaufeln des Geweihs ragten aus dem Wasser vor, der Kahn saß fest. Ohne Zögern legte er das Gewehr an. „Halt!" rief er, „zum letztenmal Halt!" Die Wilddiebe achteten nicht darauf, sondern suchten sich nur um so eiliger zu ent-

fernen. Da ein Blitz und ein Knall. Kalbis sank in die Kniee. „Verdammt — ich bin getroffen," ächzte er. Lauronat erhob sich und schob das Boot weiter. „Der Schuft," murmelte er in den Bart. „Er weiß, daß er uns nicht einholen kann, und schießt doch. Das ist eine elende Rache. Nimm dich zusammen, Jakubs — halte dich aufrecht, es wird so viel nicht sein. Ich weiß nicht den Weg durchs Schilf. Rechts oder links?"

„Links," stöhnte Kalbis. „Ich kann nicht auf — der Schuß traf gut — es ist ein Höllenschmerz. Da links hinein — und dann auf die verkrüppelte Weide zu — dann, wo das Schilf aufhört, rechtsum — noch hundert Schritt weiter, da liegt trockener Fichtenstrauch und ein Brett — beeile dich, sonst bringst du mich — nicht mehr — lebend . . ."

Lauronat wurde bange. Mit gewaltigen Stößen trieb er das Boot vorwärts, bis es an der bezeichneten Stelle auf den Grund geriet. Kalbis konnte sich nicht aufrichten, selbst mit seiner Hilfe nicht gehen. Er lud ihn auf die Schultern und trug ihn die weite Strecke über Land bis zur Torfhütte. Ohne ihn loszulassen, klopfte er an. „Aufgemacht, Lenke, aufgemacht," rief er. „Schnell! es ist ein Unglück geschehen."

Sie hatte eiligst ein wollenes Tuch übergeworfen und öffnete die Tür. Kalbis wimmerte kläglich. „Gott im Himmel! — Bruder —" sagte sie ängstlich, „was ist es mit dir?"

„Der Förſter — ein Schuß in den Rücken —“ antwortete er. „Mach' Licht, aber verhäng' das Fenſter.“

„Ja, mach' Licht,“ ſagte Lauronat. „Der Teufel ſoll den Schurken . . .“

Lenke zündete mit zitternden Händen eine kleine Blechlampe an. Dann half ſie, Jakubs auf dem Stroh in ſeiner Bettlade niederzulaſſen. Lauronats Pelz war mit Blut überſtrömt. Ganz erſchöpft ſank er auf einen Holzſchemel und ſuchte Atem zu ſchöpfen.

Das Mädchen ſtellte eine Flaſche mit Branntwein vor ihn auf den Tiſch. Er goß zwei Gläſer dicht hintereinander hinunter. „Wir müſſen ihm den Rock und die Jacke abziehen,“ ſagte er dann. „Bringe Waſſer und alte Lappen. Ich hab' als Unteroffizier einen Kurſus gehabt, wie ſie das nannten, und gelernt, wie man zur Not einen verbindet. Haſt du nicht alte Leinwand, ſo müſſen wir ein Hemde zerreißen. Es ſoll euer Schade nicht ſein — ich will ſpäter eins von den meinen an die Stelle geben.“

„Trinken,“ ſtöhnte Jakubs, „trinken — laßt mich einen Schluck — trinken.“

Lenke hielt ihm die Flaſche an den Mund. Er ſchien ſie leeren zu wollen, ſo gierig ſog er mit den trockenen Lippen daran. Dann krümmte er ſich wieder auf ſeinem Lager. „Ach — hier in der Bruſt — es muß da — etwas zerriſſen ſein . . .“ Er ſpie aus. Der Mund war ihm blutig.

Lauronat entkleidete ihn mit Lenkes Hilfe. Nahe

dem linken Schulterblatt fand er zwei Wundſtellen. „Der Förſter hat Rehpoſten geladen gehabt," bemerkte er, „herausholen kann ich ſie nicht, ſie ſtecken zu tief." Er wuſch das Blut ab und kühlte die Wunden mit friſchem Waſſer. Lenke mußte Scharpie zupfen und viereckige Lappen ſchneiden. Jakubs drückte die Fäuſte gegen die Bruſt und knirſchte mit den Zähnen. „Hier inwendig — da brennt's — hier inwendig . . ."

Eine Stunde war vergangen; draußen fing es an zu dämmern. „Wenn du willſt," ſagte Lauronat, „ſpanne ich zu Hauſe an und hole den Doktor. Gegen Mittag kann ich hier ſein."

„Nein, nein," — ächzte Kalbis, „er ſieht ja doch gleich — daß ich angeſchoſſen bin — und dann iſt's heraus."

„Ja, dann iſt's heraus," wiederholte Lauronat. „Wenn du dir's verbeißen kannſt, iſt's beſſer, niemand erfährt . . ."

„Gebt mir nur zu trinken. Es ſteigt mir immer heiß auf . . . Dieſer hölliſche Durſt! O—o—o!"

„Du könnteſt einmal ſehen, Lenke," ſagte Lauronat nach einer Weile, „ob der Elch noch im Graben liegt. Die Schaufeln hätt' ich ihm gern ausgebrochen."

Das war auch für Kalbis eine wichtige Sache. So ſchwer er litt, beſchrieb er doch ſeiner Schweſter genau die Stelle und den Fußweg, der nicht weit davon vorüberführte.

Lenke brachte die Nachricht zurück, der Elch sei fort. Von Torfarbeitern, die in der Nähe beschäftigt waren, hatte sie gehört, der Förster habe sie, als sie früh zur Arbeit kamen, angerufen und aufgefordert, ihm beim Einladen des Tieres in seinen Kahn zu helfen. Das sei geschehen. Er hätte auf die Wilddiebe geflucht und gesagt, den einen kenne er ganz gut; ob das derselbe sei, dem er eins auf den Pelz gebrannt, wisse er freilich nicht, das werde sich aber bald zeigen.

„Von mir weiß er nichts," äußerte Kalbis befriedigt. „Das ist auch gut, sonst hätt' ich hier am Moor keine Ruhe mehr."

„Hätten wir nur nicht die Gewehre eingebüßt," bemerkte Lauronat, den Lappen wieder in kaltes Wasser tauchend.

„Ja, das ist schlimm," stöhnte Kalbis. „Wer weiß aber — ob sie der Förster gefunden. Vielleicht — sucht er nicht einmal. Er kann denken . . . Ah — ah!" Er krümmte sich winselnd.

„Es ist wohl möglich, sie stehen noch im Wacholder," meinte Lauronat. „Ich kann mich natürlich da nicht blicken lassen, aber ein anderer —"

„Die Lenke kann mit dem Boot hinfahren — und nachsehen. Ich habe noch — einen Haufen Knüttelholz in der Forst stehen. Hält einer sie an — so fährt sie danach."

Lenke zeigte sich sogleich bereit. Es war indessen heller Tag geworden und die Lampe längst aus-

gelöſcht. „Aber einer muß doch bei dir —“ ſagte ſie zu Jakubs und ſah dabei den Wirt von der Seite an.

„Ich bleibe hier, bis du zurückkehrſt,“ verſicherte Lauronat. „Ich wär' auch ſonſt nicht fortgegangen.“

Lenke flocht nun ihre Zöpfe vor einem Spiegelſcherben, der ſchräg ans Fenſter geſtellt war. Es ſchien ihr gar nicht unlieb zu ſein, daß der Gaſt ihr zuſchaute.

„Du ſollteſt deinen Pelz abwaſchen,“ riet ſie, als ſie über das Hemd mit den weiten Ärmeln eine Jacke zog und ein Tuch um den Kopf band. „Wenn das Blut antrocknet, wirſt du die Flecken gar nicht mehr fortbekommen.“

„Du haſt Recht,“ antwortete Lauronat. Er machte ſich auch nach ihrer Entfernung gleich an die Arbeit. Zwiſchendurch bediente er den Kranken und aß von dem Schwarzbrot, das Lenke nebſt einem Meſſer auf den Tiſch gelegt hatte.

Allmählich wurde Kalbis ruhiger und dann ſchlief er, von dem Blutverluſt ermattet, ein. Beim Atmen röchelte er aber beängſtigend. Mitunter war ihm die Kehle wie abgeſchnürt, bis ihn ein Huſten erleichterte. Einmal würgte er eine Weile, richtete ſich plötzlich auf und ſpie einen Strom Bluts auf die Erde. Er riß dabei die Augen auf, blickte Lauronat wie geiſtesabweſend an, ächzte ſchwer und ſank wieder auf das Strohlager zurück.

Lauronat wiegte bedenklich den Kopf. „Das wird nicht gut. Zum Teufel —! Er ſtirbt mir unter den Händen."

Es dauerte mehr als drei Stunden, bis Lenke zurückkehrte. Aber ſie brachte die beiden Gewehre. „Das iſt brav," lobte Lauronat und klopfte ihr die Wange. „Wir müſſen ſie verſtecken, bis alles von der Sache wieder ſtill iſt."

„Schläft er?" fragte ſie.

„Ja — aber das Blut kommt ihm immer in den Hals. Wer weiß —"

Sie ſchälte Kartoffeln zum Mittag, wuſch ſie ab und ſetzte ſie in einem eiſernen Topf mit drei Füßen aufs Feuer. Die Hütte hatte keinen Schornſtein; der Rauch mußte durchs Dach abziehen und erfüllte bald den kleinen Raum. Sie ſchien davon nicht die geringſte Beſchwerde zu haben, aber der Kranke huſtete häufiger und heftiger. Lauronat ſtieß die Tür auf, aber es nützte wenig, denn der Wind blies hinein. Kalbis ſtöhnte ſchmerzlich, der Mund ſtand offen, die Augen ſchloſſen nicht ganz. Mitunter ſtockte der Atem, und dann warf er wieder Blut und Schaum aus. Bei einem beſonders heftigen Anfall ſprangen beide hinzu, ihn aufzurichten. Er rang mit den Armen und Beinen, es ſteckte ihm etwas in der Kehle, und er konnte es nicht herausſtoßen, das Geſicht wurde ganz blau. Dann brach er zuſammen, röchelte noch ein paarmal und bewegte ſich nicht mehr.

„Um Gottes Jesu willen," jammerte Lenke, die neben ihm kniete, „er wird doch nicht —"

Lauronat faßte seine Hand und hielt das Ohr über seinem Munde. „Tot —" sagte er leise. „Es ist nicht anders — tot."

Lenke weinte und wehklagte. Dann holte sie aus ihrer Kammer ein litauisches Gesangbuch und legte es Jakubs auf die Brust.

„Wir müssen ihn abwaschen und anziehen," bemerkte Lauronat. „Ich will dir helfen."

So geschah es denn auch. Sie zogen dem Toten die Sonntagskleider an. Das blutige Stroh wurde aus der Bettlade genommen und in den Schweinekoben geworfen. Am Strauchzaun blühten noch einige Astern, die pflückte Lenke und legte sie auf das weiße Leinentuch, daß sie über Jakubs gedeckt hatte. Dann stand sie daneben mit gefalteten Händen und sang ein geistliches Lied. Lauronat stimmte leise mit ein.

„Du wirst dem Schulzen Anzeige machen und das Begräbnis ansagen müssen," gab er zu bedenken.

„Ja, gleich nach dem Essen," antwortete sie, jetzt wieder ganz gefaßt. Sie goß die Kartoffeln ab und schüttelte sie in eine irdene Schale. Auch ein hölzernes Gefäß mit Salz stellte sie auf den Tisch und einen Teller, auf dem eine Speckschwarte lag. „Iß," sagte sie, „dich wird hungern. Mehr hab' ich nicht".

„Es ist auch genug," versicherte er. Er ließ sich nicht nötigen und griff zu. Auch sie setzte sich und

langte in die Kartoffelschale. „Was wirst du dem Schulzen sagen?“ fragte er.

„Daß er sich bei der Arbeit einen Brustschaden geholt hat, krank gewesen und gestorben ist,“ antwortete sie. „Sie werden sich nicht viel darum kümmern — der Jakubs war ja nur ein Häusler. Die den Sarg bringen, sehen auch nicht nach.“ Sie steckte die Kartoffel in den Mund, die sie auf das Taschenmesser gespießt hatte, und wischte mit dem Rücken der Hand eine Träne von der Backe fort.

„Er ist nun einmal tot —“ sprach Lauronat vor sich hin.

„Ja —“

„Und du wirst nicht ausbringen, daß ich dabei gewesen bin, Lenke?“

„Gewiß nicht, weshalb braucht das einer zu wissen?“

„Ich werde dich nicht verlassen, Lenke,“ sagte er nach einer Weile und reichte ihr die Hand über die Ecke des Tisches. „Aber bei mir darfst du dich jetzt nicht blicken lassen.“

„Das will ich auch nicht. Sieh nur, daß du unbemerkt fortkommst.“ Sie trat vor die Tür hinaus. Der Nebel war wieder so dicht, daß sich nicht einmal die Häuser des Dorfes erkennen ließen.

Nach einigen Schritten trennten sie sich. Lenke ging auf dem Fußpfad dem Dorfe zu, Lauronat in entgegengesetzter Richtung über die Heide nach dem Moor.

Als er nach Hauſe kam, empfing ihn Busze mit finſterem Geſicht. „Ich glaubte, du wollteſt gar nicht mehr wiederkommen," ſagte ſie gereizt.

„Warum ſollte ich nicht?" fragte er herausfordernd.

Er zog ſich aus, um ins Bett zu gehen, obgleich es noch ganz hell war.

„Der Förſter iſt hier geweſen," warf ſie nach einer Weile mürriſch hin.

„Der Förſter —? Was wollte der?"

„Er wollte dich ſprechen — glaubte auch nicht, daß du nicht zu Hauſe wärſt, und ſah auch überall nach."

„Was haſt du ihm geſagt?"

„Nun — du ſeiſt des Morgens aufs Gericht gegangen."

„Aufs Gericht?"

„Ja, du hatteſt doch den Termin mit dem Juden."

Pawils ſchlug ſich mit der flachen Hand vor die Stirn. „Zum Teufel —! Das hatt' ich vergeſſen." Er ging unruhig durch die Stube. „Jetzt iſt's zu ſpät."

Nach einer Weile ſagte er: „In der Nacht bin ich zu Hauſe geweſen — verſtehſt du?"

Sie antwortete nicht.

Ärgerlich warf er ſich aufs Bett. „Pah! Der Jude wird um einen anderen Termin gebeten haben. So unverſchämt iſt er nicht . . ." Er rückte den Kopf in den Kiſſen zurecht und wendete das Geſicht der Wand zu. Nach wenigen Minuten ſchnarchte er laut.

Aber der Jude war doch „so unverschämt" gewesen, sein Recht zu verfolgen. In zwei Tagen war das Urteil ausgefertigt und zugestellt. Lauronat wollte es „nicht annehmen". „Ob du deinen Namen schreibst oder nicht, ist ganz gleichgültig," erklärte der Beamte, „meine Bescheinigung gilt. Ich möchte dir doch raten, Geld zu besorgen. Nathan Hirsch ist ein gefälliger Mann; wenn man ihm aber nicht Wort hält, kennt er keine Nachsicht. Ich habe Exempel."

Lauronat ging zu seinem Schreiber. Er wolle „appellieren", sagte er. Wie könne man ihn auf des Juden Geschrei verurteilen? Der Praktikus riet aber ab. „Wechsel ist Wechsel. Da heißt es bloß: hast du geschrieben? Und was du einwenden willst, hält ja auch nicht."

Das überzeugte seinen Klienten keineswegs. Aber er wollte sich's doch noch eine Weile überlegen.

Die Weile dauerte, so kurz sie an sich war, doch zu lange. Am andern Vormittag schon kam der Exekutor auf den Hof und erklärte, pfänden zu müssen. Busze jammerte, das Unglück sei über sie gekommen; auch Erdenings und seine Frau traten heraus und klagten, daß der Wirt ihnen solche Schande mache. Pawils stand da, die Daumen in den Hosentaschen, und lachte höhnisch. „Was hat der Jude dir in die Hand gesteckt," fragte er den Beamten, „daß du so schnelle Beine hast?"

Das nahm dieser krumm. „Nimm deinen Mund in

acht," antwortete er, „solche unbedachte Worte können dir sonst teuer werden. Hast du das Geld oder nicht?"

„Ich hab's nicht."

„So bin ich angewiesen, auf das Fuhrwerk Beschlag zu legen."

„Hoho!"

„Die beiden Braunen mit dem Wagen sind allenfalls so viel wert."

„Du sollst einmal!" Lauronat stellte sich breitbeinig hin und hob die Hand.

„Da frage ich gar nicht." Der Exekutor ging nach dem Stall und wollte die Tür öffnen; der Litauer sprang aber vor und stieß ihn gegen die Brust, daß er taumelte. „Die Braunen lasse ich mir nicht fortnehmen!"

„Der Stoß soll dir noch leid tun," rief der nun wirklich erzürnte Beamte. Er holte den Schulzen und einen Dorfschöffen zu seinem Beistand herbei. „Der Gewalt wird er weichen müssen."

Dazu hatte Lauronat anfangs wenig Lust. „Die Braunen lasse ich mir nicht fortnehmen," wiederholte er immer wieder.

Die Weiber lamentierten, der Altsitzer schimpfte.

„Sei nicht verrückt," sagte Wasputtis, der Schulze, zum Wirt, „es hilft dir doch nichts."

Er mußte an den Armen gefaßt und von der Türe fortgezogen werden.

„Gut, gut!" rief er. „Drei gegen einen! Ihr habt's zu verantworten."

Nun wurden die Pferde herausgebracht und nebst dem Wagen zu Nachbar Liebelt gebracht, der dem Exekutor der Zuverlässigste im Ort schien. Er übergab ihm das Pfand in Aufbewahrung. „Übermorgen komme ich zur Auktion," sagte er. Dann fuhr er ab.

Lauronat lärmte auf seinem Hof weiter und stieß Drohreden aus. Vielleicht erschien ihm das als das beste Mittel, Busze und ihre Eltern zum Schweigen zu bringen. Ihn konnten sie doch nicht überbieten. Es blieb aber nicht dabei. „Ich will dem Hund doch einmal meine Meinung sagen," erklärte er, zog sich zum Ausgehen an, nahm die Herrenpeitsche in die Hand und begab sich zu Liebelt. „Laß mein Fuhrwerk anspannen," befahl er.

„Deine Pferde sind im Pfandstalle," entgegnete der Deutsche, „ich kann sie nicht herausgeben."

„Was heißt das?" fragte Lauronat mit hochmütigem Achselzucken. „Ich werde doch wohl mit meinen eigenen Pferden noch ausfahren können?"

„Ich darf's nicht erlauben," sagte Liebelt und ging in sein Haus, um einen Streit zu vermeiden. — Der Stall war verschlossen. Lauronat geriet darüber vollends in Wut, holte die Axt herbei und sprengte die Tür. Die Schläge machten Liebelt aufmerksam; er kam mit seinen Leuten heraus und rief: „Ihr seid Zeugen, wie er's treibt." Er schrieb dann sogleich an das Gericht die Meldung.

Lauronat aber spannte nun ganz befriedigt die

Braunen vor seinen Wagen, setzte sich auf und fuhr wie das Donnerwetter durchs Dorf, bei dem Schulzen vorbei, daß ihm die Lehmkluten an die Fenster flogen.

Er hielt erst in Szibullen vor des Juden Hause an und trat ohne anzuklopfen in die Stube, in der eben der Mittagstisch abgeräumt wurde. Die Familie war noch zusammen. „Das ist eine Frechheit," platzte er heraus, „mich verurteilen zu lassen, wenn ich den Termin vergessen habe, und mir dann noch den Exekutor zu schicken!"

„Was willst du?" sagte der alte Nathan gelassen. „Ich fordere mein Geld zur bestimmten Zeit, und du gibst es mir nicht. Ich klage bei Gericht, und du erscheinst nicht. Soll ich da nicht handeln, wie das Gesetz gestattet, mich vor Schaden zu bewahren?"

„Aber das Fuhrwerk —"

„Du hast mich selbst verwiesen an das Fuhrwerk. Es hat damals auf dem Platz gestanden wie jetzt, und du hast hinausgezeigt mit der Hand und gesagt, die Braunen sind allein tausend Mark wert. Nun nehm' ich die Braunen. Und es wundert mich, daß du heut' mit ihnen angefahren kommst. Sind sie nicht wegen der Schuld gepfändet?"

„Das mag sein."

„Du machst dir Unannehmlichkeiten, mein lieber Lauronat, du wirst in Strafe kommen. Es tut mir leid."

„Die Braunen gebe ich nicht, da kannst du dich auf den Kopf stellen."

„Warum soll ich mich auf den Kopf stellen, wenn ich stehe auf sicheren Füßen und werde geschützt vom Gesetz? Gib mir mein Geld, und ich will die Braunen vor meiner Tür nicht gesehen haben."

„Laß eintragen!"

Nathan Hirsch klopfte mit den Fingern seinen weißen Bart über der Brust und schloß das linke Auge. „Eintragen! Was tu' ich mit der Hypothek? Ich bin ein Handelsmann, brauche das Geld blank oder in sauberm Papier für mein Geschäft. Du bist nicht der einzige, der Hilfe haben will. Und was für eine Hypothek! Hinter dem großen Altenteil, das dich ruiniert. Wer nimmt mir die Hypothek ab? Und wie kann ich sie herausbieten, wenn es zum Äußersten kommt?"

Lauronat preßte die Lippen zusammen und sah mürrisch vor sich hin. Eigentlich hatte der Jude recht. „Verflucht, daß ich mich mit dir eingelassen habe," murmelte er.

„Warum willst du fluchen," wendete der Alte ein, „wo es doch klüger ist, zu überlegen, wie du mir gerecht werden kannst? Setze dich zu mir, Pawils, setze dich zu mir, und laß uns zusammen überlegen." Er winkte seinem Sohn, einen Stuhl heranzuschieben. „Ich will bedenken, daß du Unglück gehabt hast mit der Stute, und deine Ver-

legenheit nicht für mich ausbeuten. Kann ich gesichert sein, so will ich nicht bestehen auf meinem Schein. Aber ich höre von allen Seiten, deine Wirtschaft geht zurück. Du hast verkauft, was du zum Winter behalten solltest, du hast Flickschulden überall, und die Prozeßkosten zehren dich auf. So kann's nicht weiter gehen. Da ist's vielleicht doch am besten, du machst das stolze Fuhrwerk zu Geld, befriedigst mich und kaufst dir ein paar Pferde, wie sie ausreichend sind, für ein Geringes."

„Nie und nimmer", rief der Litauer hinein.

„Aber wie willst du denn wirtschaften mit drückenden Schulden? Ich möchte dich gern erhalten — sage mir, wie das geschehen kann."

Lauronat warf den Kopf auf. „Pah! Wenn ich noch tausend Mark hätte . . ."

„Tausend Mark! Noch tausend Mark!"

„Eingetragen natürlich."

„Und damit könntest du deine Wirtschaft wieder ganz in Ordnung bringen, mein guter Pawils?"

„Ganz und gar. Aber was fragst du?"

„Ich kann doch fragen. Noch tausend Mark — hm! Vor dem Altenteil, ja! Da ließe sich das Geld beschaffen. Und ich könnte allenfalls meine tausend Mark dazulegen und brauchte dich nicht zu drücken. Zweitausend Mark vor dem Altenteil — ja, davon wäre zu reden. Wenn du hinterher fleißig sein und vernünftig wirtschaften und die Zinsen pünktlich bezahlen wolltest . . ."

Lauronat zuckte die Schultern. „Erdenings wird doch nicht zurücktreten," ſagte er.

„Du mußt ihn bitten."

„Bitten! Den! Ich ſtehe ſo nicht mit ihm."

„Das kann ich nicht löblich nennen. Es iſt doch der Vater deiner Frau. Ihr Litauer müßt immer Streit in der Familie haben — das iſt euer Verderb. Warum ſoll ich nicht bitten einen nahen Verwandten? Und wenn der Mann ſich's überlegt, iſt's doch ſein Vorteil mit, daß du bei Kräften bleibſt. Aber wie du willſt. Ich ſage nur, wie weit ich dir entgegenkommen könnte ohne eigenen Verluſt. Die zweitauſend Mark vor dem Altenteil ließen ſich beſchaffen."

„Sprich du mit Erdenings," ſagte Lauronat nach einigem Bedenken verdrießlich.

„Ich? Was wird er auf mich geben?"

„Mehr als auf mich. Und wenn er's abſchlägt, kränkt er mich nicht — und dich auch nicht."

Nathan Hirſch beriet ſich mit ſeinen Söhnen; der Litauer verſtand nicht, was ſie ſprachen. Endlich ſagte Nathan: „Gut — ich will mit dir kommen, wenn du verſprichſt, mich vor Nacht wieder nach Hauſe zu bringen. Es kann mir ja auch nur lieb ſein, wenn ich mein Geld bekomme in Frieden und eine kleine Proviſion für meine Gefälligkeit. Es iſt vielleicht Torheit, daß ich mir für einen fremden Menſchen Mühe gebe, den ich doch habe in meiner Gewalt. Der Moſes hat Recht. Aber ich will ehrlich

an dir gehandelt haben und ruhig schlafen können. Komm!"

Nun beschäftigten sich Frau und Kinder um ihn, ihm einen langen Pelz anzuziehen, eine Pelzmütze aufzusetzen und warme Filzschuhe auf die Füße zu schieben und ihn auf den Wagen zu heben. Dann wurde zärtlicher Abschied genommen, die freundlichsten Worte begleiteten ihn. Lauronat hätte es lieber gesehen, wenn der Jude am andern Tage mit eigenem Fuhrwerk gekommen wäre. Jetzt so neben ihm . . . Aber er bezwang sich und sagte nichts.

Erdenings war eine ganze Weile halsstarrig, und Urte bestärkte ihn darin. Zum Bitten konnte Pawils sich auch schwer entschließen. Er gab den Alten zwar ein paar gute Worte, aber als sie ihm nicht gleich den Willen taten, fuhr er ärgerlich auf: „Eh ich mir die Braunen verkaufen lasse, brech' ich euch das Haus über dem Kopf ab," und verließ das Zimmer. Busze hielt sich still, redete nicht zu und nicht ab. Endlich gelang es dem „weisen Nathan" doch, mit seinen guten Gründen durchzudringen. Es wurde nur noch über die Summe gehandelt, die Erdenings auf seine Forderungen von tausend Mark abbekommen sollte. Hirsch ging zu Pawils hinaus und brachte ihn wieder in die Stube zurück. Sie wurden auf zweihundertundfünfzig Mark einig. Das Geschäft sollte morgen auf dem Gericht glatt gemacht werden. Bis das geschehen

ſei, verſprach Lauronat, nicht ohne heftiges Widerſtreben, das gepfändete Fuhrwerk wieder bei Liebelt abzugeben. Hirſch beſtand darauf. Dafür wollte er wegen der eigenmächtigen Fortnahme ein Auge zudrücken.

Die Angelegenheit wurde wirklich erledigt, wie verabredet. Lauronat war aber weit entfernt, dem Juden dafür beſonderen Dank zu wiſſen. „Er hat ja nun doch ſeine tauſend Mark," dachte er, „und kann lachen." Auch der Altſitzer hatte nach ſeiner Meinung ein gutes Geſchäft gemacht, da er das bare Geld bekam. Die Abſicht, ſeine anderen Schulden zu berichtigen, führte Lauronat nur zum Teil aus. Dreihundert Mark in Goldſtücken und Silber brachte er eines Abends zu Lenke Kalbis und gab ſie ihr in Verwahrung. „Bei dir vermutet keiner ſo etwas," ſagte er, „und man muß für alle Fälle ſorgen." Der Beutel wurde unter dem Herde eingeſcharrt und mit einem Steine bedeckt. Zugleich nahm er ſein Gewehr wieder mit.

Jakubs Kalbis war ohne Weiterungen begraben worden.

Der Herbſt brachte mancherlei recht unerfreuliche Ereigniſſe.

Da wurde Pawils Lauronat zunächſt vor Gericht geladen, um ſich wegen ſeines Verhaltens bei der Pfändung zu verantworten. Er hatte gemeint, davon dürfe nicht weiter die Rede ſein, da Nathan Hirſch

doch befriedigt wäre. Nun wurde er bedeutet, das habe miteinander nichts zu tun. Er habe Widerstand geleistet bei der Pfändung, den Exekutor tätlich angegriffen und mißhandelt, endlich den Pfandstall erbrochen und das Pfand entfernt. Das seien sehr strafwürdige Handlungen. Lauronat konnte die Tatsachen nicht bestreiten, außer daß er meinte, er habe den Exekutor nicht gestoßen, sondern nur fortgeschoben. „Aber das alles ist des Juden Schuld," sagte er. „Er hat mich verurteilen lassen, ohne daß ich ein Wort habe sprechen können, und dann hat er den Exekutor angestiftet, mir das Fuhrwerk fortzunehmen, gerade das Fuhrwerk, da doch Haus und Hof voll Sachen waren, die auch beim Verkauf etwas eingebracht hätten. Damit bewies er seine Bosheit. Und weshalb sonst hab' ich denn das Fuhrwerk fortgenommen, als zu ihm zu fahren und seine Schlechtigkeit aufzudecken? Er hat denn auch sein Unrecht eingesehen und mir noch mehr Geld angeboten und selbst mit Erdenings alles in Ordnung gebracht. Als er nun die schöne Hypothek hatte, ist er nun doch nicht still gewesen, sondern hat mich beim Gericht verschrieen; und dafür soll ich nun unschuldig in Strafe kommen."

Der Richter sagte ihm, er sei im Irrtum: nicht Nathan Hirsch, der Exekutor habe ihn seiner Pflicht gemäß angezeigt. Aber Lauronat blieb dabei, dies alles hätte nicht geschehen können, wenn ihm der Jude nicht die Braunen hätte fortnehmen wollen.

„Dem iſt's doch ein Leichtes geweſen, ſo einem den Mund zu ſtopfen," ſagte er, „aber das hat ihm nicht gepaßt." Der Richter fuhr ihn an, er beleidige überdies noch den Beamten. Nun ſchwieg er wohl, aber er wußte doch, was er wußte.

Er wurde zu einigen Monaten Gefängnis verurteilt.

Zugleich ſchwebte gegen ihn die Unterſuchung wegen des Jagdfrevels. Der Förſter behauptete ſteif und feſt, er habe ihn erkannt; wer der zweite Mann geweſen, wiſſe er nicht. Lauronat beſtritt. „Wie will der einen erkannt haben?" rief er. „Es iſt in jener Nacht finſter geweſen, und der Nebel hat dicht auf der Erde gelegen. Er verſchwört ſeine Seele."

Dem Richter ſelbſt kam dieſer Umſtand verdächtig vor. „Wie nahe ſind Sie den Wilddieben gekommen?" fragte er.

„Mindeſtens auf dreißig Schritt," antwortete der Förſter. Sein Gehilfe hatte von vierzig bis fünfzig geſprochen.

„Und da wollen Sie in der nebligen Nacht ein Geſicht erkannt haben?"

„Ich ſage nicht, das Geſicht. Aber an der ganzen Statur erkannt' ich den Pawils Lauronat und hab's gleich geſagt. Es kann auch gar kein anderer geweſen ſein."

„Alſo bloße Vermutung —"

„Ich nehm's auf meinen Eid."

„Haben Sie denn den einen von den Wilddieben wirklich getroffen?“

„Das muß ich annehmen. Nach dem Schuß war nur noch einer an der Stange.“

„Sie meinten anfangs, Lauronat wäre umgefallen.“

„Das konnt' ich ſo genau nicht wiſſen.“

Der Richter ſchüttelte bedenklich den Kopf. Er vernahm auch Busze, auf die der Angeſchuldigte ſich mit der Behauptung berufen hatte, er ſei die Nacht über in ſeinem Bett geweſen. Sie beſtätigte das auch aus Furcht vor ihrem Mann, wurde aber vorerſt nicht vereidigt. Sie habe geglaubt, ſagte ſie, daß Pawils am Morgen zum Termin gegangen ſei.

„Aber du haſt den Termin nicht wahrgenommen,“ wendete der Richter ſich an Lauronat.

„Nein,“ gab er zu.

„Weshalb nicht? Es handelte ſich doch um eine große Summe.“

Lauronat verzog ſpöttiſch den Mund. „Ich wußte ja doch, daß ein Litauer gegen den Juden nicht Recht bekommt.“

„Das iſt dummes Gerede. Wie kannſt du Recht bekommen, wenn du im Unrecht biſt?“

Darauf ſchwieg der Angeſchuldigte wieder trotzig.

Man hätte ihm nichts anhaben können, wenn ſich nicht eine wichtige Zeugin gefunden hätte, durch deren Ausſage die Unterſuchung eine ganz unerwartete Wendung nahm. Lauronat hatte ſeine Magd

geſchlagen und aus dem Dienſt gejagt. Eine große Unvorſichtigkeit. Denn ſie war von ihm als Zeugin dafür benannt worden, daß er in der Nacht nicht fortgegangen ſei. Nun beſchwor ſie zwar, daß ſie ihn nicht fortgehen geſehen und gehört habe, ſagte aber auch: „Es iſt am Nachmittag jemand bei ihm geweſen."

„Wer?" fragte der Richter.

„Die Lenke Kalbis aus Iblauken."

„Was hat ſie von ihm gewollt?"

„Das kann ich nicht wiſſen. Sie hat ihn heimlich ſprechen wollen."

„Und hat ihn auch geſprochen?"

„Sie iſt zu ihm in den Stall gegangen."

„Nun, und —?"

„Weiter weiß ich nichts, als daß Jakubs Kalbis, ihr Bruder, am anderen Morgen tot geweſen ſein ſoll."

Der Richter verſtand nicht ſogleich den Zuſammenhang. Er war aber an ſolche Querreden bei den Litauern gewöhnt, deren Bedeutung erraten werden mußte. „Was wollte denn die Lenke Kalbis von dir?" fragte der Richter den Angeſchuldigten.

Lauronat hatte ſich die Antwort ſchon zurechtgelegt. „Sie erzählte, ihr Bruder ſei ſehr krank geworden," antwortete er, „und ſie wolle den Arzt holen. Als ſie durch Bilguhnen kam, war das Wetter ſehr ſchlecht geworden, und ſie trat deshalb bei mir ein und bat mich um Fuhrwerk. Meinen Braunen war das Wetter aber auch zu ſchlecht, und ich

schlug's ihr rund ab. Darauf ist sie ärgerlich fortgegangen."

Das ließ sich wohl hören. Nun verfolgte aber der Förster die Spur. „Der Kalbis wohnt am Moor," sagte er, „und gar nicht weit von der Stelle, wo der Elch in den Graben geworfen ist. Wenn er nun am Morgen darauf tot war, und Lauronat etwa mit ihm zusammen . . ."

Der Richter gab ihm einen Wink zu schweigen. Er wollte den Angeschuldigten in der Meinung lassen, daß er auf diesen Verdacht nichts gebe. Dann aber wurde die Leiche ausgegraben. Die Schußwunden im Rücken konnten noch festgestellt werden, und der Physikus fand auch die Rehposten in der Lunge. Sie hatten genau die Größe wie die im Besitze des Försters befindlichen. Nun konnte es für gewiß gelten, daß Kalbis ein Wilddieb gewesen war.

Und der andere? Lauronat, der die Gefahr erkannte, hatte Lenke heimlich in der Nacht aufgesucht und unterrichtet, was sie sagen und verschweigen solle. „Das Geld unter dem Herde gehört dir und mir," ließ er einfließen. Nun versicherte sie standhaft, sie wisse nicht, mit wem Jakubs gewildert habe. Er sei mit dem Schuß im Rücken nach Hause gekommen und bald darauf gestorben. Gesagt habe er nichts. Lauronat habe sie gar nicht gesehen.

Dann erschien es freilich sehr auffällig, daß Lenke am Nachmittag vorher bei ihm gewesen war und ihn um eine Arztfuhre für den Kranken gebeten

hatte. „Jakubs war auch krank," sagte sie auf diese Vorhaltung. „Ich hab' ihn mit vielen guten Worten gebeten, er möchte in der Nacht nicht fortgehen Aber inzwischen war jemand bei ihm gewesen, und dem hatte er's versprochen. So krank er war, ging er aus. Ich glaube auch nicht, daß er von den paar Schrotkörnern gestorben ist, sondern weil er seine Krankheit nicht beachtet hat."

Sie leistete den Eid, ohne mit der Wimper zu zucken. Lauronat warf ihr einen dankbaren Blick zu.

Nun sollte auch Busze schwören. Es blieb doch immer die Möglichkeit, daß er nicht der Mitschuldige war, und wenn man ihr glauben durfte, daß er die Nacht in seinem Bett zugebracht habe, war er's nicht Davon hing jetzt viel ab — Lauronat selbst meinte, alles. Als sie vortrat, war sie kreidebleich. Warum hatte Lenke falsch geschworen, als weil sie ihrem Manne heraushelfen wollte? Und warum wollte sie ihrem Manne heraushelfen —? Es brannte ihr im Herzen wie höllisches Feuer. Die schlechte Person erwartete doch ihren Lohn! Sie wußte wohl schon, daß sie sich auf Pawils verlassen könnte. Und sie selbst sollte ihre Seele . . . Busze war fromm; sie glaubte an die Strafen des Jenseits, mit denen der Richter drohte. Als sie die Hand aufhob, flatterten die Finger. Sie sah zu ihrem Manne hinüber, ganz hilflos. Wenn er sie liebevoll angeblickt hätte —! Aber in seinen Augen blitzte es, die Lippen preßten sich zusammen, und die Faust war geballt. Du mußt!

ſchien er ihr zurufen zu wollen. Und da konnte ſie nicht. Sie ließ die Hand ſinken und ſagte, kaum vernehmlich: „Ich will nicht — ſchwören, wenn ich nicht verpflichtet bin . . . will nicht . . .“ Sie brach in ein ſchluchzendes Weinen aus. Der Gerichtsbote führte ſie aus dem Zimmer.

Pawils Lauronat wurde verurteilt. —

Seitdem empfand er gegen ſeine Frau etwas wie Haß oder Verachtung, oder wie beides zugleich. Er wußte, daß er ihr zugemutet hatte, einen falſchen Eid zu leiſten, aber das entſchuldigte ſie in ſeinen Augen nicht. Sie war ſeine Frau und mußte für ihn einſtehen — auch wenn er im Unrecht war, auch wenn ſie nun ſich ſelbſt in die ſchwerſte Seelennot brachte. Das war ſeine Empfindung, und ſie ſprach ſo deutlich, daß keine andere Stimme vernehmbar wurde. Busze hatte ihm ſelbſt den Schwur gebrochen — feige und allein auf ſich bedacht, hatte ſie ihn im Stich gelaſſen. Ein treuer Gefährte wollte und konnte ſie ihm nicht mehr ſein. Es war aus zwiſchen ihnen.

Busze ſah das auch ebenſo ein. Er brauchte gar kein Wort zu ſagen, ſie verſtand ihn. Sie machte ihm auch keinen Vorwurf — ein anderer hätte nicht anders darüber gedacht. Es war ja auch nicht Gottesfurcht allein geweſen . . . ſie konnte ſich nicht einmal ehrlich damit verteidigen. Wenn er ſie geſchlagen, mit den Füßen geſtoßen hätte, ſie würde den Schmerz verbiſſen haben. Aber ſo viel war ſie ihm nicht einmal

mehr wert, daß er sie züchtigte. Er sah über sie hinweg, als wäre sie für ihn nicht auf der Welt, und nachts schlief er im Stall bei den Braunen oder nahm das Gewehr und ging fort.

Das blieb so, bis er ins Gefängnis abgeführt wurde, die beiden Strafen zu verbüßen. Kurz vorher hatte er von seinem Königsberger Anwalt einen Brief erhalten, der ihm meldete, daß der Prozeß verloren sei. Er möge sich nun erklären, ob er in die zweite Instanz gehen wolle. Zu raten sei hierzu aber durchaus nicht, da die Beweisaufnahme für ihn ungünstig ausgefallen. Wisse er nichts Neues von Erheblichkeit vorzubringen, so werde das Ergebnis genau dasselbe sein. Eine lange Gebührenrechnung lag bei. „Du kannst warten!" rief Lauronat höhnisch. Er war überzeugt, daß der Anwalt den Prozeß schlecht geführt, der Richter parteiisch geurteilt habe. In seiner jetzigen Stimmung hatte er aber auch kein besseres Vertrauen zu einem anderen Anwalt und zu einem anderen Richter. Sein Kopf faßte die Tatsache, daß er ohne erkennbare eigene Schuld sein Pferd und sein Geld verloren und obendrein alle die Kosten zu tragen haben sollte, nur unter der Beleuchtung, daß ein Litauer kein Recht bekomme — selbst nicht gegen die Juden. Keleiwis hatte vergeblich vor ihnen gewarnt! „Nun ist schon alles gleichgültig," beschied er sich, „mag's gehen, wie's geht." Er antwortete dem Anwalt gar nicht. „Mag's gehen, wie's geht."

Im Gefängnis hatte er lange Zeit, über seine Erlebnisse nachzudenken und sich die Zukunft zurechtzulegen. Klarer wurde er sich jedoch nicht. Im Gegenteil verbitterte sich nur noch mehr sein Gemüt, indem er sich vorstellte, wie immer ein Unglück sich ans andere reihte, bis die Kette ihn ganz niederzog. Alles, was ihn betroffen, nannte er Unglück, auch was ihn ins Gefängnis gebracht hatte. Wenn dies nicht gewesen wäre, würde auch das nicht gewesen sein — und so weiter zurück bis zu den ersten Ursachen durch alle Folgen hindurch. Stand da etwas im Wege, das sich so nicht einfügen lassen wollte, so stieß er es zur Seite fort. Es war ihm aber auch ein Leichtes, Dinge in nächsten Zusammenhang zu bringen, die in Wirklichkeit fernab voneinander lagen. Er verband sie durch die Personen, zu denen er selbst in Beziehung ganz anderer Art stand, und beurteilte diese Personen nun wieder aus seiner Stellung zu jenen Dingen heraus. So ergab sich ihm, je länger er in einsamen Stunden grübelte, ein Bild, in dem alle Linien schief und alle Farben verkehrt waren. Seine Frau, die Altsitzer, der deutsche Nachbar, der Förster, die Pferdejuden, Nathan Hirsch, die Richter, die Advokaten, alle hatten sie sich zu seinem Unglück verschworen. Er mußte sich gegen sie wehren und brauchte in den Mitteln nicht zaghaft zu sein. Wie sie ihm mitgespielt hatten, so meinte er's ihnen wiedergeben zu dürfen. Und zuletzt würde er doch obenauf bleiben! Daran

richtete er sich auf. Es war sein einziges Vergnügen, sich auszudenken, wie er mit jedem einen besonderen Tanz aufführen könnte, wenn er erst wieder frei wäre. Ganz ohne Groll dachte er nur an Lenke. Sie hatte für ihn geschworen und sich dadurch auf Zeit und Ewigkeit mit ihm verbündet. Auf sie durfte er sich verlassen. Er wußte noch nicht, wie sie ihm ferner helfen könnte, aber seine Gedanken waren viel bei ihr. Von ihr konnte er fordern, was er wollte, das stand in seiner Überzeugung fest.

Als nun endlich der Tag seiner Entlassung herannahte, schrieb er an Busze, sie solle ihn mit den Braunen abholen lassen und die lange Peitsche mitschicken. Er wollte wie ein Herr vom Gefängnis abfahren, und den lumpigen Kerlen von Beamten, die ihn so lange von obenher angesehen hatten, zeigen, wer er wäre.

Busze kam selbst. Sie sah krank und vergrämt aus — recht häßlich, fand er. Und sie war nicht mit seinem Fuhrwerk gekommen, sondern hatte einen schlechten Gaul, dem die Knochen herausstecken, vor den alten Arbeitswagen gespannt.

„Wo sind die Braunen?“ herrschte er sie zornig an.

„Verkauft,“ antwortete sie.

„Verkauft? Wer hat gewagt —“

„Der Exekutor hat sie verkauft. Er hat alles verkauft, was er fortnehmen konnte. Es sieht elend bei uns aus.“

„Das gilt nicht,“ rief er, feuerrot vor Wut. „Was?

In meiner Abweſenheit! Während ich im Gefängnis... Das gilt nicht."

Sie lächelte bitter. „Danach fragen ſie nicht. Die Zinſen konnten nicht bezahlt werden und die Abgaben und die großen Koſten. Wovon ſollte das alles bezahlt werden? Jeder griff zu."

„Und du haſt mich ausplündern laſſen! Warte, das will ich dir gedenken."

„Wie konnte ich . . ."

„Mit dem Krüppelfuhrwerk fahre ich nicht," ſagte er, ſich mit Verachtung abwendend. „Steige nur allein wieder auf. Ich gehe lieber zu Fuß — ich komme nach. So kläglich ſoll man den Pawils Lauronat in Gilguhnen nicht einfahren ſehen. Die Braunen — ich könnte weinen. Das iſt mir zum Poſſen geſchehen. Aber warte nur —! Es wird ſich finden."

Busze verſuchte, ihm gut zuzureden. Aber er hörte nicht auf ſie und wurde nur noch wilder. Sie mußte ſich allein aufſetzen; kein freundliches Wort hatte ſie erhalten — nicht einmal nach den Kindern hatte er gefragt. Traurig ſaß ſie auf dem Strohbündel, ganz zuſammengeſunken; die Leine hielt ſie loſe in der Hand, der magere Gaul lahmte weiter, wie es ihm gefiel.

Lauronat ging auf weitem Umwege nach Hauſe. Er ſprach in Iblauken bei Lenke Kalbis an. Sie ſtand in ihrem Garten mit der Hacke in der Hand, guckte über den Strauchzaun, ſah ihn kommen und

jauchzte hell auf. „Nun wird's wieder gute Zeit!„ rief sie ihm zu.

Er faßte sie unter die Arme und hob sie über die roten Fichtenbüschel.

„Mit dir möcht' ich einmal tanzen," sagte sie lachend.

„Das kann wohl noch geschehen," meinte er. Sie erfuhr, daß er eben aus dem Gefängnis komme.

„Du willst nun gewiß dein Geld holen," forschte sie.

„Ist es noch da?" fragte er.

„Was denkst du? Es liegt, wo du es hingelegt hast."

„So laß es liegen. Es läuft mir jetzt doch aus der Hand fort. Wer weiß, ob ich's nicht noch einmal nötiger brauche."

„Bist du hungrig?"

„Nein, aber durstig. Nach all dem Gefängniswasser ein Glas Branntwein —"

„Die ganze Flasche sollst du haben. Komm ins Haus."

Als er nach einer Stunde fortging, schien er nicht ganz sicher auf den Füßen. Er blickte über das Moor hin, blinzelte mit den Augen und sagte: „Nun soll der Förster bald wieder keine ruhige Nacht haben. Du wirst doch mit mir fahren?"

„Gewiß! Das Boot liegt im Schilf, und ich kenne alle Gräben. Klopfe nur dreimal ans Fenster, dann weiß ich, daß du's bist."

„Also auf Wiedersehen!"

Haus und Hof fand er wirklich ganz so elend, als Busze vorhergesagt hatte. Den lahmen Gaul hatte der Exekutor ihm gelassen und die schlechteste Kuh. Die Stube und die Kammern waren bis auf das notwendigste Mobiliar ausgeräumt, auch seine besten Kleider, selbst das Gewehr, verkauft. Darüber war er am meisten aufgebracht. Nun mußte er von Lenke Kalbis ihres verstorbenen Bruders Jagdzeug borgen, das sich freilich dem seinigen nicht verglich. Vorräte fehlten. Der Acker war schlecht oder gar nicht bestellt. Erdenings hatte nur notdürftig für sich und Urte gesorgt. Dabei waren die Schulden nicht einmal getilgt, die Hypotheken gekündigt, neue Klagen im Gange. Es ließ sich voraussehen, daß das Grundstück in wenig Monaten zur Subhastation kommen mußte. Lauronat wußte gar nicht, wo er zuerst angreifen sollte, und gab's bald ganz auf, sich darüber den Kopf zu zerbrechen. Helfen konnte er sich doch auf die regelrechte Weise nicht mehr. Es kam nur noch darauf an, aus dem nahen Zusammenbruch möglichst viel für sich zu retten.

Der Krüger, mit dem er sprach, meinte, es werde ihm doch nichts übrig bleiben, als das Grundstück zu verkaufen. Könne das freiwillig geschehen, so lasse sich noch eher ein angemessener Preis erzielen, als beim Zwangsverkauf. Wo aber einen Käufer finden? „Danach wirst du dich bei dem weisen Nathan erkundigen müssen," meinte der Krüger,

„der hat immer einige reiche Wirtssöhne an der Hand. Die Deutschen, die kaufen wollen, wenden sich auch an ihn."

„Ich will an einen Deutschen nicht verkaufen," sagte Lauronat. „Der Liebelt hat schon bei mir anfragen lassen, aber der wär' der Letzte."

„Ja —" Der Krüger zuckte die Achseln. „Sprich doch mit Nathan Hirsch. Reell ist er, und was irgendeiner machen kann, das kann er."

Nathan Hirsch! An den wandte Lauronat sich ungern. Mit seinen großen klugen Augen sah der alte Mann ihn immer durch und durch. Er hatte das unbehagliche Gefühl, daß es nicht möglich sein könne, ihn zu überlisten. Macht er ein Geschäft, so weiß er ganz genau, daß es ihm nicht zum Schaden ausschlägt, und weiter geht er keinen Schritt. Würde er ihm jetzt helfen, irgendeinen Gimpel zu fangen? Lauronat kam sich selbst wie ein Gimpel vor, den der kluge Vogelsteller sich schon eingefangen hatte. Er war ihm im Innersten zuwider. Und doch — der Krüger hatte ganz recht: ohne Nathan Hirsch ließ sich in solchem Fall nicht vorwärts kommen.

Er entschloß sich also doch wieder, zu ihm zu gehen. Jedenfalls kostete es ja nichts, wenn er mit ihm sprach. Der alte Nathan empfing ihn aber diesmal mit sehr ernstem Gesicht. „Du hast mich in allerhand Ungelegenheit gebracht," warf er ihm vor, „weil du bist versteckt vorgegangen und mit

der Wahrheit haſt hinter dem Berge gehalten. Als ich dir die zweiten tauſend Mark gab, hab' ich müſſen glauben, es könnte dir geholfen werden. Hätt' ich ſonſt deine Schwiegereltern beredet, ſie ſollten zurücktreten, was ich doch für unſchädlich hielt? Nun iſt Erdenings zu mir gelaufen, wohl zehnmal, und hat ſich beklagt, daß ich ihm Unrecht getan habe, und hat mich bei allen Leuten verſchrieen als einen Betrüger und Blutſauger. Der Mann aber, dem ich das Dokument zediert habe nach beſtem Gewiſſen als gut und ſicher, hat keine Zinſen erhalten und in meinem Hauſe gelärmt und von mir ſein Geld haben wollen, da ich ihm doch nichts ſchuldig war. Und um mir in Tilſit die Kundſchaft nicht zu verſchlagen, hab' ich beißen müſſen in den ſauren Apfel und zurückkaufen das Dokument und ſelbſt die Sache bei Gericht betreiben. Du biſt ein leichtſinniger Menſch, mein guter Lauronat, auf den kein Verlaß iſt. Gott gerechter, hätt' ich ahnen können, daß du ins Gefängnis wandern müßteſt! Die Rebekka hat mir Vorwürfe gemacht und der Jakob und der Moſes. Warum laß ich nicht meine Hand davon? Nun haſt du's ſo weit gebracht als ein Verächter des Geſetzes. Die Augen aus dem Kopf ſchämen würd' ich mir an deiner Stelle. Du aber ſtehſt da, als ob du nur zu kommandieren haſt: Nathan, ſpring' mir auf! Was willſt du von mir, frag' ich?"

„Du ſollſt mir das Grundſtück verkaufen," ſagte

der Litauer. „Was ſchreiſt du mich an? Dein Geld iſt ja doch allemal ſicher.“

„Ich kann froh ſein, wenn ich herausbiete meine Hypothek,“ antwortete Nathan. „Wer kann mehr geben für ein verwahrloſtes Grundſtück ohne Inventar?“

Lauronat lachte auf. „So billig geb' ich's nicht, du wirſt einen beſſeren Käufer finden.“

„Meinſt du? Und wenn einer etwas zulegt, das kommt dem Altſitzer zu gut. Mit dem großen Ausgedinge kauft kein vernünftiger Menſch das Grundſtück. Erdenings fällt aus. Verkaufſt du aber, daß er nicht ganz leer ausgeht, ſo bleibt für dich doch unter allen Umſtänden nichts übrig.“

„Es ſoll aber für mich etwas übrig bleiben,“ ſagte Lauronat, und trat dabei mit dem Fuß auf. „Wie du es machſt, iſt deine Sache. Für dich ſelbſt nimm ab, ſoviel du willſt.“

Nathan Hirſch wiegte unmutig den weißen Kopf. „Bin ich ein Hexenmeiſter? Kann ich herausſchlagen Gold aus Steinen? Soll ich dir zuliebe an einem anderen zum Spitzbuben werden? Geh' mir, geh'! Du biſt ſchlecht. Für keinen Pfennig Vertrauen ſetze ich mehr in dich. Was einen Menſchen heraufbringt, das iſt Arbeitſamkeit — daß er über das Notwendige tätig iſt — und Sparſamkeit — daß er auch von dem kleinen Gewinn etwas ablegt für die Zukunft — und Redlichkeit — daß er ſein Wort hält, wie er es gegeben hat. Du aber biſt

auf der Jagd herumſpaziert wie ein Junker, und haſt allemal mehr verbraucht als eingenommen, und haſt viel verſprochen, aber wenig gehalten. Deshalb iſt es mit dir gegangen bergab, bis ganz unten hin. Wie willſt du verkaufen mit Überſchuß für dich ſelbſt, wenn dir kein Strohhalm auf dem Dach mehr gehört?"

Dieſe Vorhaltung war dem Litauer offenbar ſehr ärgerlich. „Du biſt nicht mein Vormund," ſagte er, „und auch nicht mein Seelſorger. Es wär' alles anders gekommen, wenn nicht . . ." Er ſchlug mit der Hand in die Luft. „Du biſt klüger als ich. Soll ich dich belehren, wie man beim Grundſtücksverkauf etwas herausſchlägt? Du kannſt meinetwegen parzellieren. In Stücken bringt das Land mehr ein. So haſt du auch dem Kriſtups Klaputis und dem Endrik Klimkies geholfen und vielen andern: ein Stückchen iſt noch für ſie übrig geblieben."

„Die waren ſo tief nicht verſchuldet," verſicherte Nathan eifrig, „da ließ ſich das Geſchäft machen. Ich hab' ihnen Gutes getan, und nun hören ſie doch auf ſchlechte Leute und meinen noch nicht genug gerettet zu haben und nennen mich verächtlich einen Güterausſchlächter. Man tut euch, wenn ihr euch ruiniert habt, nichts zu Dank. Übrigens behalt' ich mir vor, dein Grundſtück zu parzellieren, aber erſt, wenn ich's habe annehmen müſſen für mein Geld."

„Jude —!" rief Lauronat und ballte die Fauſt.

„Und ich will dir auch ſagen warum und wozu,

mein lieber Sohn. Für mich ſelbſt will ich nicht mehr als mein Kapital und meine Zinſen und Auslagen. So viel zahlt jeder für das Grundſtück — da bin auch ich ganz ruhig. Aber hinter mir ſteht ein alter Mann und eine alte Frau, die haben gehofft, geſichert zu ſein bis an ihr ſeliges Ende, und ſollen jetzt werden Bettler. Denn mit dem Altenteil kann Erdenings nicht mitbieten — die Gläubiger laſſen ihm nicht ſtehen die Hypotheken, wenn er nichts hat in der Hand, die Wirtſchaft wieder heraufzubringen. Deshalb denk' ich dran, das Grundſtück zu verkaufen in Parzellen für einen beſſeren Preis und den Käufern aufzulegen einen angemeſſenen Teil der Laſt, oder für Erdenings und ſeine Frau das Haus und den Garten und ein paar Morgen Acker übrig zu behalten an Stelle ihres Ausgedinges. Das mag dann künftig ihre Tochter von ihnen erben."

Lauronat ſchien ſehr beunruhigt; ſeine Finger zuckten und die Blicke wanderten im Zimmer herum. „Das alſo haſt du im Sinn?" ziſchte er. „Für die Nichtstuer willſt du ſorgen, wenn deinen Worten zu trauen iſt, mich aber, den Wirt, läßt du verderben! O pfui!"

„Sie ſind alt, Pawils, ſie ſind alt," ſagte Hirſch. „Wird dich Gott werden laſſen alt, wird er dich laſſen einſehen, daß die Jahre auch drücken. Jetzt biſt du noch jung und kannſt arbeiten und mit deiner Arme Kraft verdienen deinen Unterhalt. Wenn

du willſt, ich ſoll parzellieren mit demſelben Effekt, daß für dich nichts bleibt und die Altſitzer den Reſt nehmen, ſo will ich parzellieren vor dem Zwangsverkauf. Anders tu' ich's nicht." Er hob ſein Sammetkäppchen ab und ſetzte es wieder auf, als ob er ſagen wollte: Adieu, das iſt mein letztes Wort.

So verſtand Lauronat ihn auch. „So mag alles gehen, wie's geht," rief er, „ich kann's nicht halten." An der Tür kehrte er ſich noch einmal zurück. „Aber bilde dir nicht ein, daß ich dir glaube. Für mich willſt du jetzt nichts tun, aber für Erdenings wirſt du ſpäter auch nichts tun. Es kommt dir nur darauf an, daß keiner dich ſtört, billig zu kaufen. Haſt du den Zuſchlag, ſo biſt du der Herr und treibſt die alten Leute unbarmherzig aus. Sie wirſt du ſo wenig ſchonen wie mich —" Er ſchüttelte die Hand über dem Kopfe. „Wenn du die Macht haſt! Ja — wenn du die Macht haſt."

Höhniſch lachend verließ er das Zimmer und warf die Tür hinter ſich ins Schloß, daß die Fenſter klirrten. Jetzt war es ihm gewiß, daß der Jude ſein Verderben wollte.

Deshalb hatte der Jude, ſo meinte Lauronat, ihm das Geld auf Wechſel gegeben, deshalb noch mehr Geld aufgeſchwindelt, deshalb die Altſitzer überredet, ihm das Vorzugsrecht einzuräumen! Jetzt kaufte er das Grundſtück für ein Butterbrot. Pfiffige Berechnung war alles! Eine Schlange hatte ihn umringelt und ſchnürte ihm den Hals zu. „Aber ſo

bald bin ich nicht wehrlos gemacht," rief er. „Ich kenne jetzt meinen Feind und nehme den Kampf mit ihm auf. Warte das Ende ab!"

Er hatte von Lenke Kalbis das Gewehr ihres Bruders geliehen und ließ sich nun kaum noch ohne dasselbe sehen. Es war immer geladen. Die Hausgenossen hatten Furcht vor ihm. Erdenings und seine Frau wagten sich nicht aus ihrer Kammer heraus, wenn er auf dem Hof war, und Busze behandelte er wie eine untreue Magd. Auch die Nachbarn schwebten fortwährend in Angst, daß er das Gewehr als Waffe gegen sie brauchen könnte, wenn sie ihm nicht in allem den Willen täten. Er fing an, die Zäune abzubrechen und die Bäume umzuhauen. Was sich irgend vom Grundstück entfernen ließ, machte er zu Gelde. Er schloß Freundschaft mit allerhand übel beleumundetem Volk in den Ortschaften am Moor und am Fluß, traktierte mit Branntwein und schaffte sich so einen stets bereiten Anhang. Wenn der Schulze ihm schüchtern Vorhaltungen machte, lachte er und sagte: „Es kommt noch besser. Der Jude soll sich geschnitten haben, der Blutsauger, der Betrüger! Was mein ist, ist mein, und damit tu ich, was ich will! Nichts soll er haben, als das kahle Land!"

Der Termin zur Zwangsversteigerung des Grundstückes war anberaumt, Liebelt vom Gericht zum Sequestor bestellt. „Nimm dich in acht," drohte Lauronat, „daß ich dich nicht auf meinem Grund

und Boden antreffe. Es könnte dir schlecht gehen. Ich dulde da keinen Deutschen über mir." Dabei schlug er an den Kolben des Gewehrs. Eines Abends, als es schon dunkel geworden war, rückten mehrere Fuhrwerke auf den Hof, Arbeitswagen mit langen Leitern zu beiden Seiten, wie sie zum Einfahren von Getreide und Heu gebraucht werden. Die Führer kamen schon halb betrunken an und tranken noch weiter aus einer Flasche, die Lauronat reihum gehen ließ. In dem Winkel zwischen dem Stall und der Klete standen sie eine Weile zusammen und schienen zu beraten. Dann schlug Lauronat in die Hände und rief: „Vorwärts!"

Die unheimlichen Gäste holten nun aus ihren Fuhrwerken Äxte, Hämmer und Sägen herbei, die unter den Strohsitzen versteckt gelegen haben mochten, kletterten auf die Dächer der Gebäude, setzten sich oben rittlings und begannen ein sonderbares Zerstörungswerk. Die als gezäumte Pferdeköpfe ausgeschnittenen Giebelbretter wurden heruntergeschlagen und polterten auf den Hof. Es folgten die hölzernen Dachreiter, die den Strohbelag festzuhalten hatten. Dann wurde das Stroh selbst abgerissen und in Bündeln hinabgeworfen, so daß bald die Sparren sichtbar wurden. Obgleich sicher der Befehl ausgegeben war, es solle dies alles möglichst still geschehen, riefen die betrunkenen Kerle einander doch laut zu, um nach kurzer Zeit aus dem Lachen und Johlen nicht mehr herauszukommen.

Der alte Erdenings, der schon hatte schlafen gehen wollen, hörte das Poltern und eilte ans Fenster. Er merkte sogleich, was im Werk war. „Was tut dein Mann?“ rief er in die Stube hinein.

„Ich weiß nicht,“ antwortete Busze, am ganzen Leibe zitternd. „Mit mir spricht er nicht.“

„Ist er toll geworden?“ schrie Urte mit ihrer schrillen Stimme. „Er bricht das Haus ab.“

„Ja, er bricht es uns über dem Kopf ab,“ klagte der Alte, „und er scheint schnelle Helfer zu haben.“ Eben glitt dicht vor dem Fenster ein Dachreiter über das Strohdach nieder und schlug auf das Steinpflaster am Hause.

„Du darfst das nicht leiden,“ sagte Urte. „Das Haus darf er nicht abbrechen. Laufe zum Sequestor und zeig' es ihm an.“

Erdenings kratzte sich den Kopf. „Pawils ist imstande, mich über den Haufen zu schießen, wenn er mich fortgehen sieht,“ jammerte er. „Mein Gott, mein Gott! Hast du uns denn ganz verlassen?“

„So will ich —“ rief Urte. „So kann's doch nicht gehen, sonst schlafen wir diese Nacht unter freiem Himmel.“ Sie hüllte sich in ein großes schwarzes Tuch, das sie über den Kopf genommen hatte, und schlich hinaus.

Erdenings öffnete indessen das Fenster und schrie: „Fort da! Was wollt ihr? Herunter vom Dach! Ich lasse nichts anrühren — es gehört mir so gut wie dem Wirt. Fort, Räuber, befehl ich!“

Er wurde ausgelacht und verhöhnt. „Hört nicht auf den," sagte Lauronat, „der ist der Rechte! Er will mit dem Juden gemeinsame Sache machen. Ich weiß es von Nathan selbst."

Der Abbruch wurde fortgesetzt. Urte hatte aber doch während des Lärms auf einer Seite das Gehöft unbemerkt verlassen können. Sie fand Liebelt mit Anspannen beschäftigt.

„Ich kann da nicht einschreiten," sagte er, „sie schlagen mich tot. Geh' zum Schulzen — er wird dir aber auch nicht helfen können und vielleicht auch nicht einmal wollen. Sie stecken alle unter einer Decke."

„Und du fährst fort und bist doch der Sequestor?"

„Ja, —" antwortete er ausweichend, „es ist besser, ich bin nicht zu Hause. Wenn man nach mir fragt . . . ich bin nach meinem Heu gefahren. Verstehst du?"

Er fuhr auch in der Richtung nach den Wiesen aus dem Dorfe hinaus, wendete aber bald um und jagte den großen Weg entlang, so schnell die Pferde laufen konnten.

Urte ging von Haus zu Haus, die Nachbarn um Beistand in ihrer Not anzurufen. Es nützte ihr aber nichts, daß sie an Tür und Fenster pochte. Als sie zurückkehrte, umstanden schon viele Leute in Gruppen den Hof und freuten sich laut über das sonderbare Schauspiel. Die Frühlingsnacht war kühl und windig, aber nicht so dunkel, daß ihnen entgehen konnte,

was am Hauſe geſchah. Dort brannten auch Kienfackeln und warfen ein rotflackerndes Licht über die nächſte Umgebung. Am Himmel ſtand die Mondſichel, aber ſie leuchtete wenig, und meiſt zog finſteres Gewölk darüber hin. — „Hindere deinen Mann," ſagte die Altſitzerin zu Busze, „er führt das Diebsgeſindel an."

„Ich vermag nichts," entgegnete die Frau, „er hört nicht auf mich. Er achtet mich nicht mehr als ſein Weib, weil ich nicht für ihn geſchworen habe. Die Kinder, die armen Kinder!" Sie rang die Hände.

Das Zerſtörungswerk wurde raſtlos fortgeſetzt. Schon war das Stroh des Daches zum größten Teil abgelöſt und rundum hinabgeworfen. Die über die Sparren genagelten Querlatten wurden mit Äxten losgeſchlagen, die Holzpflöcke und Riegel aus den Verbindungslatten der nun ganz kahl daſtehenden Dreiecke mit Hämmern hinausgetrieben, die Sparren umgeworfen. Das war keine leichte Arbeit, denn der Bau ſtammte noch aus der guten alten Zeit, als man das feſteſte Holz verwendete und wie für die Ewigkeit zuſammenfügte. Als man nun gar auf der Stallſeite zum Gebälk gelangte, wuchs die Schwierigkeit, den Verband zu löſen, die vierkantigen Balken aus den Lagern zu heben und über die Giebelwand fortzuſchieben. Es vergingen mehrere Stunden, bis die Holzwände ſelbſt in Angriff genommen werden konnten. Ein Teil des Sparren-

werks nach dem Vordergiebel zu ſtand noch neben dem geſpenſtiſch in die Nacht aufragenden Schornſtein, als hinten am Stall und ſeitwärts an der Klete ſchon die Pfoſten krachten. Die Hölzer lagen in wüſten Haufen auf dem Hof. Männer und Weiber ſchleppten ſie dort auf die bereitſtehenden Fuhrwerke. Fortwährend kreiſten die Branntweinflaſchen. Lauronat legte nicht ſelbſt Hand an, kommandierte aber wie ein Unteroffizier die Arbeiter, von denen die meiſten Soldat geweſen waren und ihn gut verſtanden. Er ging auf dem Hof umher, die Flinte am Riemen über die Schulter gehängt, um einen halben Kopf die längſten überragend. Die Flaſche ließ er nie an ſich vorüber, ohne einen tiefen Zug zu tun. „Sputet euch," ermunterte er, „ſputet euch, Kinder! Vor Sonnenaufgang darf kein Splitter mehr auf dem Platz ſein."

Es war aber kaum Mitternacht, als von der Dorfſtraße her Peitſchenknallen vernehmbar wurde. Plötzlich erhoben die Zuſchauer dort ein Geſchrei und ſtoben auseinander. „Der Herr Gendarm — der Herr Gendarm!" Der Ruf ſetzte ſich bis zum Hauſe fort. Die Arbeiter ließen einen Augenblick die Äxte ruhen, ſtellten ſich aufrecht und ſchauten aus, was es gäbe. Nun fuhr ein Wagen im eiligſten Galopp auf den Hof und in den Stroh- und Holzhaufen hinein. „Licht aus!" rief Lauronat. Die Kienfackeln verlöſchten.

Den Wagen kutſchierte Liebelt. Neben ihm ſaß

der Gendarm, den Säbel über den Knieen. Den hinteren Sitz hatten Nathan Hirsch und sein Sohn Jakob eingenommen. Als die Pferde zum Stehen gebracht waren, sprang der Gendarm vom Wagen ab und zupfte seinen Rock zurecht. Nathan Hirsch aber erhob sich, streckte die Arme aufwärts und schrie so laut, als seine dünne Stimme es erlaubte: „Halt — halt! Was tut ihr? Ihr vergreift euch an fremdem Eigentum! Das gehört mir — ich hab' Beschlag darauf gelegt. Gott gerechter, die Verwüstung! Sie bringen mich um mein Pfand. Fort! Keine Hand rührt sich mehr! Herr Gendarm, helfen Sie — bringen Sie das Gesetz zur Achtung. Diebe, Räuber!"

Einige von den schon halb beladenen Fuhrwerken setzten sich eiligst in Bewegung. „Niemand rührt sich von der Stelle," donnerte der Gendarm. „Im Namen des Königs steht! Wer seid ihr? Was habt ihr hier bei Nacht und Nebel zu schaffen? Jedes Stück Holz, jedes Bündel Stroh bleibt auf seinem Platz! Keiner entfernt sich, ohne seinen Namen genannt zu haben."

„Wir haben das Holz gekauft," ließen sich einige Stimmen murrend vernehmen, „es gehört uns."

„Noch ist es nicht vom Grundstück herunter," schrie Nathan, „es gehört zum Pfand und muß bleiben beim Pfand. Herr Gendarm, lassen Sie nicht zu . . ."

Der Geſtrenge winkte ihm rückwärts mit der Hand zu ſchweigen. „Wer hat euch angeſtiftet?“ fragte er die Arbeiter.

„Ich!“ antwortete für ſie Lauronat, indem er einen Schritt vortrat und mit der Hand auf ſeine Bruſt ſchlug.

„Ich.“

„Ja, er — er!“ rief Nathan, immer noch auf dem Wagen ſtehend. „Er verdirbt das Grundſtück — er verachtet das Geſetz. Tun Sie dem Verderben Einhalt, Herr Gendarm.“

„Was willſt du?“ herrſchte Lauronat ihn an. „Noch gehört das Haus mir, und ich kann damit tun, was ich will.“

„Das kannſt du nicht — das kannſt du nicht!“

„Ich kann damit tun, was ich will. Und ich hab's an die Leute zum Abbruch verkauft. Sie können ehrlich nehmen, was ihnen gehört.“

„Das können ſie nicht! Herr Gendarm —“

„Das können ſie. Der Gendarm iſt nicht das Gericht. Das Gericht hat dir das Haus noch nicht zugeſprochen. Ich bin der Wirt und tue damit, was ich will.“

„Aber haſt du denn keine Scham im Leibe —“

„Kümmert euch nicht um den Juden,“ wendete Lauronat ſich zu den Arbeitern. „Er hat mich ruiniert und will mich jetzt nackt ausziehen — aber das letzte ſoll er nicht haben.“

„Ich — ich? Gottes Gerechtigkeit!“

„Vorwärts! Brecht die Bude herunter. Fahrt ab — ich erlaub's euch. Es hat hier niemand zu befehlen, als ich."

„Ist das der Dank dafür, daß ich dir Gutes getan habe?" schrie Nathan vom Wagen herunter.

„Vater —!" suchte Jakob Hirsch zu begütigen.

Aber der alte Mann schob seine Hand zurück. „Soll es mich nicht empören in meinem innersten Herzen, solche Schlechtigkeit anzusehen? Das Haus ist ein Trümmerhaufen. Und er will's noch weiter verwüsten, der Schurke!"

„Schurke —?" Der Riemen des Gewehres war von der Schulter geglitten, Lauronat hielt es oben am Lauf in der linken Hand und hob es ein wenig.

„Du bist verhaftet," sagte der Gendarm, der indessen herumgegangen war und sich die Gesichter der Leute in der Nähe angesehen hatte. „Was treibst du dich hier mit dem Gewehr herum?"

Lauronat lachte kurz auf. „Ich bin hier auf meiner Jagd," antwortete er grinsend. „Willst du meinen Jagdschein sehen? Ich schieße Hasen und Rehe, wie mir's gefällt, aber auch Hirsche, wenn sie sich in mein Gebiet verirren. Auf so einen hätt' ich wahrlich Lust . . ."

Er griff mit der rechten Hand hastig an das Schloß des Gewehres und hob den Kolben nach dem Kinn.

In diesem Augenblicke stürzte sich Busze, rasch vortretend, ihm zu Füßen und griff nach seinem

Arm. „Um Jesu willen," schrie sie, „tu's nicht, Pawils!"

Er stieß sie mit dem Fuß fort. „Ist dir der Jude mehr wert als dein Mann?" Der Schuß ging los — Blitz und Knall in eins.

Vom Wagen her ein jäher Aufschrei — kurz — schrill — markerschütternd. Der Mann mit dem schneeweißen Bart griff mit beiden Händen nach der Brust, taumelte, fiel hinten über. Jakob suchte ihn aufzuhalten, aber der Körper entglitt ihm und stürzte auf die Erde. Da lag er neben den Rädern regungslos. Die großen Augen waren weit aufgerissen. Jakob warf sich jammernd über ihn.

In zwei Sekunden war alles geschehen. Nun kreischten die Weiber, durch die Reihen der Männer lief ein Gemurmel der Überraschung, des Unwillens. Noch hatte sich der Pulverdampf nicht verzogen, als der Gendarm Lauronat an der Gurgel faßte, Liebelt ihm das Gewehr zu entreißen suchte. „Mörder — Mordbube —!"

Der Litauer war selbst eine kurze Zeitlang wie vom Schreck erstarrt. „Ist er — tot?" lallte er. „Das hab' ich — nicht — gewollt. Weshalb kam das Weib . . ."

Die beiden Männer packten ihn fester. Nun aber schien er auch zu begreifen, um was es sich für ihn handelte. Ohne das Gewehr loszulassen, schlug er Liebelt zurück und schüttelte den Gendarmen ab. „Mir vom Leibe, ihr Hunde! — Wer will etwas

von mir?" Das war zu einigen Nachbarn gesagt, die Anstalt machten, dem Gendarmen zu Hilfe zu kommen. Man kannte seine Stärke und wich ihm aus. Rückwärts schreitend bahnte er sich mit den Armen den Weg durch die umstehende Menge und verschwand hinter der Ecke des Hauses.

Der Gendarm stürzte ihm nach, Liebelt folgte, auch andere setzten sich in Bewegung. Aber Lauronat hatte schon einen weiten Vorsprung. Die schattenhafte Gestalt huschte um den Zaun des Nachbarhauses, wurde durch das Weidengebüsch am Graben verdeckt, tauchte noch einmal auf, entfernte sich rasch über das Feld hin und war, als die Verfolger atemlos dort anlangten, wie in die Erde gesunken.

Nathan Hirsch war in die Stube getragen und aufs Bett gelegt, bis auf dem Wagen ein Lager zugerichtet sein würde. Sein Sohn Jakob kniete neben ihm und wehklagte laut. „Er war ein gerechter Mann, ein guter Mann! Seine Gerechtigkeit haben die Richter im Lande anerkannt, und seine Güte haben die Armen gepriesen. Warum hat Gott verderben lassen den Gerechten?" Der Bretterbelag über den Querbalken der Stubendecke war an der einen Seite schon fortgerissen worden. Durch die Lücke war der Himmel sichtbar — an der silberhellen Mondsichel jagten die Wolken hin.

Busze sah mit starrem Blick dahinauf. Es war ihr, als löse die Diele, auf der sie stand, sich vom

Boden und gleite über ſchnellbewegtes Waſſer ſchwankend fort. Ihre Gedanken taumelten — ſie griff mit den Händen ins Leere nach einem Halt. Sie konnte nicht weinen, nicht jammern. All ihr Glück war zerſtört.

Pawils Lauronat blieb verſchwunden. Vergeblich ſpürte die Polizei ihm überall in den Häuſern am Moor und in den Fiſcherdörfern am Haff nach. Die wenigen Gendarmen, über welche ſie verfügte, reichten zu einer planmäßigen Verfolgung nicht aus. Meilenweit Wald und Sumpf. Wenn er dorthin geflüchtet war, wie konnte der Fang glücken, falls nicht der Zufall half?

An eine wirkſame Unterſtützung durch die litauiſchen Bauern und Fiſcher war nicht zu denken. Sie billigten nicht die Tat, aber ſie hatten doch ihre beſondere Meinung darüber. „Lauronat hat den Juden erſchoſſen —“ ging es von Mund zu Mund; darin ſprach ſie ſich zum Teil ſchon aus. Der Jude hatte für ſie keinen Namen — er war eben der Jude ſchlechthin. Sie konnten dem alten Hirſch nichts Böſes nachſagen, aber er war der Mann, der das Geld hatte, und ſie waren die Armen, die es immer brauchten. Sie wußten, daß ihnen durch ſeinen Tod nicht geholfen werden konnte; aber es erſchien ihnen doch wie eine Art von Vergeltung für allerlei eigene Unbill des Schickſals, daß einer den Mut gehabt hatte, die ſeinige blutig

zu rächen. Es fiel ihnen kaum ein, zu unterſuchen, ob Lauronat ſelbſt ſein Unglück verſchuldet, ob der Jude ihm ein Unrecht zugefügt hätte, ob irgend eine menſchliche Pflicht verletzt und eine Sühne herbeigeführt ſei: Lauronat war ein Litauer, und der Jude ein Jude, und was geſchehen war, war nun einmal geſchehen. Es ſtand ja auch feſt, daß Lauronat Haus und Hof verlieren ſollte, und daß ihm ſogar verwehrt wurde, ſein Eigentum zu zerſtören und über das alte Holz nach Gefallen zu verfügen. „Jeder wehrt ſich, wie er kann, und rettet, was noch zu retten iſt.“ Darüber dachten ſie gerade wie er. Auf einen Menſchen mehr oder weniger kam es auch nicht viel an, und nun gar auf einen Juden . . .

Etwas anders ſah die Sache ſchon aus, als die Söhne des Ermordeten fünfhundert Mark für den zur Verfügung ſtellten, der Lauronat gefangen dem Arm der Gerechtigkeit überliefern würde, und der Staatsanwalt nun in allen Schankſtuben ein Plakat anſchlagen ließ, das dieſe Belohnung zuſicherte. Fünfhundert Mark waren für jeden eine große Summe, für manchen armen Teufel ein Kapital, das ihn fürs Leben glücklich machen konnte. Schade um Lauronat, aber — jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte. Die Lockung war groß und die Verſuchung nicht gering. Hätte man ohne Gefahr an ihn kommen können, dieſem oder jenem, der noch nie ſo viel Geld in der Hand gehabt, würde das Gewiſſen nicht

hinderlich gewesen sein. Aber man hatte es mit dem „Starken" zu tun. Ein einzelner war ihm nicht gewachsen, und wenn mehrere sich zusammentaten, minderte sich der Lohn. Auch dann konnte man noch nicht wissen, was geschah. Daß Lauronat seine Freiheit teuer verkaufen würde, konnte nicht zweifelhaft sein.

Aus der Welt war er nicht gegangen, nicht einmal aus dem nächsten Bezirk. Aber dieser nächste Bezirk war die meilenweite Ibenhorster Forst, die sogar dem Elch noch naturwüchsig genug erschien. Daß er dort hauste, nahmen die Förster als gewiß an; ihnen konnten die Spuren der Wilddieberei nicht entgehen, die jetzt ganz besonders schwunghaft und keck betrieben wurde. Alle Wachsamkeit nützte nichts; manchmal in der Nacht fielen Schüsse unweit der Forsthäuser. Bald glaubten sie sich zu überzeugen, daß eine ganze Bande tätig war, die wohl organisiert sein mußte und einem Oberbefehl gehorchte. Es lief auch überall das Gerücht um, Lauronat habe die verwegensten Wilddiebe an sich gezogen und kommandiere sie wie ein Räuberhauptmann. Sie hätten ein verstecktes Lager im Walde, das auch die Förster nicht zu finden wüßten, und wären entschlossen, jeden über den Haufen zu schießen, der sie anzugreifen wagte. Mitunter wurden in den Dörfern unter Drohungen Lebensmittel requiriert; an einer angezeigten Stelle sollte dafür Wild zu finden sein und wurde stets auch gefunden.

Es kam auch vor, daß einem Kinde ein Zettel in die Hand gesteckt war, auf dem geschrieben stand, was man brauchte und einzutauschen beabsichtigte. Das Verlangte wurde nach dem Versteck gebracht, wo sich der Empfänger nie blicken ließ, das Wild verheimlicht und weiter ins Land hineingeschafft. Der Polizei Anzeige zu machen, hielt niemand für geraten. Öfter als sonst kamen in der Gegend Brände vor, und man munkelte, das Feuer sei aus Rache angelegt. Blieb das auch unbewiesen, so mochte man doch Haus und Speicher keiner Gefahr aussetzen. Aber was geschah, war öffentliches Geheimnis, und im Landratsamt wurde ernstlich in Erwägung gezogen, wie diesem Unwesen zu steuern sei.

Eines Abends spät, als der Pfarrer mit der langen Pfeife in der Hand in seinem Garten auf und ab ging, die Predigt zum nächsten Sonntag vorzubereiten, trat unvermutet ein Litauer an ihn heran, der ihm seiner ungewöhnlichen Länge wegen gleich auffallen mußte.

„Du kennst mich doch?" fragte derselbe, ganz demütig seine Mütze abziehend.

„Lauronat!" rief der Pfarrer, indem er ängstlich zurückwich.

„Ja — Pawils Lauronat," bestätigte jener, „derselbe, der den Juden erschossen hat. Du weißt doch."

„Was willst du von mir?"

„Sei ohne Furcht, es geschieht dir nichts. Ich wollte dich nur fragen —"

Der Geiſtliche ſah ſich um, ob er jemand zur Hilfe herbeirufen könnte. Lauronat merkte ſeine Abſicht und legte den Finger an den Mund. „Zu fangen bin ich nicht," ſagte er, „aber einem, der's verſuchte, könnt's ſchlecht gehen — das wäre dann ſeine Schuld und deine."

„So ſprich."

„Ich wollte dich nur fragen, Herr Pfarrer, ob es wirklich eine ſo große Sünde iſt, daß ich den Nathan Hirſch totgeſchoſſen habe."

„Einen Menſchen —!" rief der Geiſtliche verwundert.

„Doch nur einen Juden," fügte der Litauer hinzu.

„Iſt ein Jude kein Menſch?"

„Ja — — aber die Juden haben den Herrn Chriſtus ans Kreuz gebracht. Er hat ſchwer gelitten bis Sonnenuntergang."

„Und deshalb willſt du befugt ſein —"

„Der alte Nathan iſt gleich auf der Stelle tot geweſen. Nicht eine Minute hat er ſich gequält. Er hat nicht einmal —" er ſtockte und ſchüttelte ſich ein wenig, wie von einem Schauer erfaßt — „er hat nicht einmal Zeit gehabt, die Augen zuzumachen."

„Soll dir das zur Entſchuldigung dienen, Pawils? Du haſt Menſchenblut vergoſſen — vielleicht in der Erregung des Augenblicks, im Zorn, im Trunk ... Ich weiß nicht, ob der Richter dein Verbrechen für todeswürdig erachten müßte. Aber eine ſchwere Sünde

haſt du begangen, und ſie drückt auch ſchon ſchwer dein Gewiſſen, ſonſt kämſt du nicht zu mir."

Lauronat ſtarrte vor ſich hin. „Es iſt nicht ſo . . Nein! Nur weil ich immer das Geſicht mit dem weißen Bart und den offenen Augen ſehe — im Wachen und Schlafen . . . Es iſt eine Krankheit. Und ich komme zu dir, um zu hören, ob du nicht ein Mittel dagegen kennſt?"

„Reue und Buße, Pawils — ein anderes Mittel gibt's nicht," ſagte der Pfarrer überzeugt.

„Das iſt ſchlimm," ſprach der Litauer leiſe vor ſich hin, „es geht mir ſchon ſchlecht genug, und leid kann mir's doch nicht tun um ſo einen. Du haſt ſelbſt geſagt, Gott hat die Juden zur Strafe ausgeſtreut über alle Länder der Erde!"

Dem Pfarrer war längſt die Tabakspfeife ausgegangen. Er hatte ſie in der Mitte angefaßt und geſtikulierte nun ſo lebhaft damit, daß die grünſeidenen Troddeln um die Spitze ſchwenkten. „Ich habe aber auch geſagt," fiel er eifrig ein, „daß wir Gott das Gericht laſſen ſollen in Ewigkeit. Hab' ich das nicht geſagt?"

„Ja — das haſt du wohl geſagt," antwortete Lauronat kleinlaut. Er ſtand noch eine Weile unſchlüſſig. „Du meinſt alſo, daß der liebe Gott mir doch den Juden anrechnen wird — da oben?"

„Gewiß! Nach ſeiner Gerechtigkeit und Barmherzigkeit. Bete, Pawils, bete! Damit dich nicht einmal deine letzte Stunde unvorbereitet trifft."

Lauronat ergriff seinen Arm und bückte sich, einen Kuß darauf zu drücken, aber der Pfarrer zog ihn fort. „Laß das," verwies er, „du machst damit nichts besser."

Er zögerte noch. „Ich hab' ein Reh in deiner Küche abgegeben," sagte er, „nimm's zum Dank für deinen Rat, Herr."

Ehe der Geistliche noch darauf antworten konnte, war der Litauer seinen Blicken entschwunden. Sehr aufgeregt trat er ins Haus. Er gab sogleich Befehl, daß das Reh auf dem Amt abgegeben werde. In seinem Arbeitszimmer schrieb er dann einen umständlichen Bericht an den Staatsanwalt.

Lauronat ging über Feld dem Moor zu. Er vermied auch das Dorf Iblauken und gelangte in weitem Bogen zum Torfhause. Innen war's ganz dunkel. Er klopfte ans Fenster, dreimal mit kurzen Unterbrechungen und jedesmal mit zwei schnellen Schlägen, das war das verabredete Zeichen. Dann wartete er an der Tür, bis sie geöffnet wurde. „Bist du's, Pawils?" fragte Lenke.

„Ich bin's," antwortete er.

„So komm rasch herein. Die Nachtluft ist kalt."

Er bückte sich und trat durch die niedrige Tür, sie hinter sich zuziehend.

„Soll ich Licht anzünden?"

„Nein — ich gehe gleich wieder."

„Was willst du denn so spät?" fragte sie. „Mich friert. Ich muß mir ein Tuch umbinden. — Nun?"

„Ich hab' dieſes Leben ſatt, Lenke." Er ſuchte mit der Hand nach dem Schemel und ſetzte ſich. „Tag und Nacht keine Ruhe — gehetzt von den Förſtern und Gendarmen . . . Wie lange dauert's noch, da fallen mir die Kleider in Fetzen vom Leibe — ich kann dann nicht mehr fort. Lieber gleich. Der Jude gibt mir auch hier keinen Frieden — mit ſeinen großen Augen iſt er überall, und der Pfarrer ſagt . . . Das iſt ein dummes Gerede. Aber bleiben kann ich nicht. Wer weiß auch . . . Es iſt viel Geld auf meinen Kopf geſetzt, und einem von den Schuften, die bei mir ſind, könnt's doch einfallen . . . Ich will über das Waſſer —"

„Nach der Nehrung?"

„Nein, nach Amerika."

„Ach —!"

„Da kennt mich keiner und ich kann arbeiten und meinen Kindern etwas ſchicken — und ich denke auch, die Augen des alten Juden reichen nicht ſo weit."

„Was ſprichſt du doch —? Du kannſt einen graulich machen."

„Es iſt nur nicht ſo leicht fortzukommen. Überall wird mir aufgepaßt. Und ich muß auch erſt auskundſchaften, ob von Memel ein Schiff abgeht. Das kann ich vielleicht in Ruß erfahren. Wir haben da gute Freunde. Jedenfalls komm' ich übermorgen um dieſe Zeit, dir zu ſagen, wie's ſteht, und Abſchied zu nehmen und das Geld zu holen —"

„Das Geld?"

„Ja. Es liegt doch noch unter dem Herde?"

„Gewiß — es liegt da. Du haſt aber geſagt, es gehört mir ſo gut wie dir."

„Ich konnte doch nicht wiſſen . . . Und jetzt brauch' ich's nötiger, wie du. Wie ſoll ich ohne Geld nach Amerika kommen? Von dort ſchick' ich dir mehr als das."

Sie ſchien ſich zu bedenken. „Übermorgen um dieſe Zeit?" fragte ſie.

„Ja, dann kann ich reiſefertig ſein. Oder wenn du mir das Geld gleich geben willſt —"

„Nein, nein! Wozu? Sie können es dir fortſtehlen. Hole es nur, wenn du es wirklich brauchſt. Ich denke, du beſinnſt dich noch anders."

Er ſchwieg und ſtand auf.

„Alſo übermorgen um dieſe Zeit."

„Ja. Ich klopfe wieder an. Halte das Geld bereit."

Lauronat tappte nach der Tür und verließ die Hütte.

Am nächſten Tag bald nach Mittag hatte Lenke Kalbis einen ſehr merkwürdigen Beſuch. Moſes Hirſch kam zu ihr; ſein Bruder Jakob hielt mit dem Fuhrwerk hinter dem Birkenwäldchen am Dorfe. „Ich denke, du kennſt mich," ſagte er.

Das beſtätigte ſie lachend. „Willſt du mir die Kate abkaufen?"

„Nein," antwortete er, „aber du kannſt viel Geld verdienen, wenn du klug biſt."

„Da wär' ich doch neugierig."

Moſes Hirſch meinte, ſie wiſſe wahrſcheinlich noch nicht, daß er und ſein Bruder und ſein Schwager kürzlich den Lohn für den, der Lauronat gefangen einbrächte, verdoppelt hätten. „Tauſend Mark ſind zu verdienen."

Lenke ſtieß einen Laut der Verwunderung aus. „Tauſend Mark —"

„Wenn du wollteſt . . ."

„Ich?"

„Du wirſt es ja ableugnen, und bewieſen kann's nicht werden. Aber für uns iſt kein Zweifel, daß du weißt, wo der Mörder ſteckt, und wie man an ihn kann. Es iſt auch ſehr wahrſcheinlich, daß er mitunter zu dir kommt — und jedenfalls wird er kommen, wenn du ihn lockſt."

Sie ſah ihn erſchreckt an. „Aber wer kann das ſagen?"

„Ich ſag's, und es hört's niemand. Warum willſt du's beſtreiten? Ich weiß doch, was ich weiß. Und ich weiß auch, daß tauſend Mark ſind für dich ein Reichtum. Weshalb ſoll ſie ein anderer haben? Lange halten kann er ſich doch nicht in der Forſt. Mir iſt's gleich, wer ihn der Juſtiz überliefert; ich tu' nur, was ich ſchuldig bin meines Vaters Andenken und der Gerechtigkeit. Ich habe keinen Schlaf, bis die Mordtat iſt gerächt nach dem Geſetz. Willſt du mir dazu helfen, ſo verbürg' ich dir den Lohn. Was geht dich der Mann an? So hübſch und jung du

biſt — für tauſend Mark kannſt du dir einen ausſuchen nach deinem Gefallen. Überleg's und entſcheide zu deinem Beſten."

Lenke war blutrot geworden und hatte dann wieder die Farbe verloren. Mit haſtenden Fingern flocht ſie an dem blonden Zopf, der ihr nach vorn über die Schulter gefallen war. Die Blicke hafteten am Boden und die Wimpern waren in flimmernder Bewegung. Sie überdachte blitzſchnell, was zu tun ſei. Sie war dem langen Menſchen gut, recht gut — aber er wollte fort, weit fort außer Landes, und ſie würde ihn nie mehr ſehen. Und das Geld nimmt er mit . . . Und ſein Sinn iſt ſchon verändert . . . Wenn ſie ihn fangen, iſt's doch aus — und ſie werden ihn fangen. Warum alſo nicht? Die Finger zuckten begehrlich. Nun fing aber auch das Herz zu pochen an, die Stirn krauſte ſich — ſie ſchüttelte den Kopf. „Du irrſt," ſagte ſie, „ich weiß von Lauronat nichts — ich ſehe und ſpreche ihn nicht. Wahrhaftig, du irrſt."

„Wie du willſt," antwortete Moſes Hirſch, ſich abwendend. „Ich dachte, die tauſend Mark wären dir ein lieberer Schatz als der. Helfen kannſt du ihm doch nicht. Aber wenn du Bedenken haſt . . . ich will dich nicht überreden."

Er grüßte kurz und ging. Nach hundert Schritten ſah er zurück. Lenke ſtand noch auf derſelben Stelle. Sie hatte den Kopf geſenkt und den Daumen der rechten Hand zwiſchen die Zähne geſteckt.

Soll ich — soll ich nicht? Sie ließ Moses Hirsch noch hundert Schritte weiter gehen. Dann — mit einem raschen Entschluß sich losreißend — eilte sie ihm nach. Er blieb stehen und wartete auf sie. „Du hast recht," zischelte sie ihm zu, „ich kann ihm doch nicht helfen. Morgen — zwischen zehn und elf — hat er versprochen zu mir zu kommen. Wer vorher zu mir kommt, den will ich einlassen." —

Lauronat hielt Wort. Er klopfte dreimal wie verabredet ans Fenster und ging dann nach der Tür. Sie wurde nach einer kleinen Weile von innen her geöffnet. Kaum war er in den finsteren Raum getreten, als ihn rechts und links kräftige Arme packten. „Da haben wir den Schurken," rief eine männliche Stimme, „Licht — Licht!" Ein Streichhölzchen flammte hinten im Winkel auf. Lauronat sah, daß zwei Gendarmen ihn gefaßt hatten. Der das Licht auf dem Tisch anzustecken versuchte, war Moses Hirsch, und neben ihm stand sein Bruder Jakob. „Ha — verraten!" schrie er auf. Im Augenblick lähmte ihn die fürchterliche Gewißheit.

Der Docht faßte nicht sogleich. Es wurde wieder dunkler, bis das Flämmchen sich allmählich vergrößerte.

In dem engen Raum entstand ein wütendes Ringen. Die beiden sehr kräftigen Gendarmen faßten Lauronat am Halse und suchten seine Hände festzuhalten und aneinander zu bringen. Jakob Hirsch stürzte sich mit einem Strick auf ihn und

war bemüht, ihm die Schlinge überzuwerfen. Nun aber wehrte sich der Litauer, der rasch die volle Besinnung wiedergewonnen hatte, mit aller Macht. Die Gefahr steigerte noch seine Kraft. Mit einer scharfen Drehung machte er seinen rechten Arm frei und versetzte damit seinem Gegner auf dieser Seite einen so heftigen Schlag gegen die Brust, daß er taumelte und nach Atem rang. Jakob Hirsch stieß er mit dem Knie zurück. Die freigewordene Hand griff nach der Kehle des anderen Gendarmen und drückte sie fest zu. Dieser mußte seinen Hals loslassen, um erst selbst den Angriff abzuwehren. Mit einem heftigen Ruck schüttelte Lauronat ihn gänzlich ab und warf ihn zu Boden. Er hätte jetzt entfliehen können, wenn die Tür nicht zugefallen gewesen wäre. Gegen diese wich er zurück; zugleich ergriff er den Schemel, der umgeworfen und über den Boden gerollt war, hob ihn drohend und schrie: „Wer mir in die Nähe kommt, ist des Todes!" Mit der linken Hand griff er hinter sich und suchte die Tür aufzuziehen; es gelang aber nicht. Nun hatte der erste Gendarm den Säbel gezogen, der andere sich aufgerafft, auch die beiden Juden gingen mutig vor. In wenigen Sekunden mußte der ungleiche Kampf mit der Niederlage des Litauers geendet haben. Er selbst konnte sich darüber nicht täuschen; was er noch zu seiner Verteidigung tat, war nur ein Gewaltstreich der Verzweiflung. Mit dem Schemel fing er den Säbelhieb auf, dann schleuderte er ihn mit furcht-

barer Wucht gegen die Köpfe der Angreifer. So gewann er ein wenig freien Raum. Er wußte, daß der Türpfosten nur schwache Verbindung mit der Torfwand hatte. Mit der Schulter gegen die Tür anlaufend, drückte er ihn zusamt derselben nach außen hinaus. Die Bretter brachen krachend zusammen. Er selbst fiel über sie hin, behielt aber Zeit, sich wieder aufzurichten. Mit einer gellenden Lache stürzte er fort in das Dunkel. Die Gendarmen fluchten mit den Juden um die Wette hinter ihm drein.

Lauronat trieb sich die ganze Nacht in der Heide, im Moor und im Walde umher. Eine tiefe Traurigkeit befiel ihn. Lenke hatte er nicht gesehen; sie hielt sich hinter dem Bretterverschlage versteckt oder war fortgegangen. Aber er zweifelte keinen Augenblick an ihrem Verrat. „Die Bestie —" knirschte er, „sie hat mich verkauft! Das Geld unter dem Herde und das Geld der Juden — ah, du Hundsblut!" Auf sie hatte er sich verlassen, und sie zuerst verriet ihn.

Am Morgen fühlte er sich ganz mutlos, ganz gebrochen. Wohin — wohin? In Ruß hatte er an einer Mauerecke das Plakat gesehen, inhalts dessen für seine Ergreifung der doppelte früher versprochene Lohn zugesichert wurde. Wenn Lenke ihn verriet, wie konnte er den Wilddieben, die seine Gesellen waren, ferner noch Vertrauen schenken? Er hatte sich auch überzeugt, daß es nicht möglich sein würde,

über Ruß nach Memel zu entkommen. Die Schiffer, denen er sich entdecken mußte, waren nicht zuverlässig. Über die russische Grenze zu gehen, schien ebenso bedenklich. Wie sollte er sich drüben ausweisen, wo jeder Litauer als Schmuggler verdächtig war? Wohin — wohin?

Todmüde setzte er sich auf einen Stein und stützte den Kopf in die Hände. Er schloß die Augen und ließ allerhand traumhaften Vorstellungen freie Bahn. Busze und die Kinder kamen ihm in Gedanken — die Altsitzer — die beiden Braunen — die Pferdehändler mit der schönen Stute — Keleiwis — die Kahnfahrt mit Jakubs Kalbis — die Elche . . . und wie alles so eins aus dem andern entstanden war und sich doch nicht recht erklären lassen wollte. Und da lag wieder der Weißbart auf der Erde und starrte ihn mit den offenen, verglasten Augen an — der alte Jude . . . aus der Brust sickerte ihm das Blut. Und hinter sich hörte er ganz deutlich den Pfarrer sprechen: „Reue und Buße — Reue und Buße!"

Er raffte sich auf und griff nach dem Gewehr. Es war geladen. Er überzeugte sich davon und hielt es eine Weile auf der linken Hand vor sich hin, die rechte am Schloß, wie auf dem Anstand. Dann schüttelte er den Kopf und lachte grinsend, setzte den Kolben auf die Erde und richtete den Lauf nach seiner Brust. Wieder schien ihm ein anderer Gedanke in die Quere zu kommen. „Schade

um die tausend Mark," murmelte er, „soll die keiner verdienen?" Plötzlich ruckte er den Kopf zurück. „Ja — das kann geschehen."

Er stand auf und ging über das Feld auf Gilguhnen zu. Sein Haus fand er noch ungefähr in der Beschaffenheit, in der er es verlassen hatte. Das Dach war nicht wieder aufgesetzt; die Sparren und Balken lagen in großen Stapeln an der Wand, und das Stroh in einem Haufen mitten auf dem Hofe. Die in die Stallwand gerissene Lücke war mit Brettern vernagelt; die im Gärtchen niedergeschlagenen Birken hatte man entästet und zersägt. Lauronat ging um das Haus herum und trat durch den Pfeilergang in den Flur ein, der keine Bedachung hatte, dann in die große Stube. Hier waren über die Deckbalken Bretter geschoben, um den Regen abzuhalten. Im Bett lag Stroh; in der Ecke nach den Fenstern hin stand der Tisch, vor der in der Wand befestigten Bank.

Dort saß Busze mit den Kindern. Es war noch früh. Sie verzehrten ihr Morgenbrot und löffelten aus einer am Rande eingebrochenen Schale eine Suppe. Die Frau sah vergrämt aus und handhabte den Löffel langsam, kaum an das Nächste denkend. Als die Tür knarrte, blickte sie um und ließ ihn auf den Tisch fallen. „Pawils —" rief sie, „mein Gott — du? Kinder — der Vater!"

Sie liefen ihm entgegen. Er küßte sie und nahm sie mit sich zur Mutter. Ihr reichte er die Hand,

die Augen waren ihm feucht. „Wie geht's Euch?“ fragte er.

„Schlecht, ſchlecht,“ antwortete ſie, „wir müſſen froh ſein, daß man uns noch nicht ausgetrieben hat. Dir aber geht's noch ſchlechter —“ ſie hielt nur mit Mühe das Weinen zurück.

„Sorge nicht um mich,“ ſagte er. „Es kann ſein, daß ich's verſchuldet habe. Vielleicht . . . Wer denkt im voraus an alles? Um die Kinder tut mir's leid. Wenn ich denen . . .“ Er ſetzte ſich und hob ſie auf ſeine Kniee. „Habt ihr noch das Schreibzeug und ein Stück Papier?“

Es fand ſich ein Schulheft mit einigen reinen Blättern vor, in einer Ecke des Wandſchranks auch ein Fläſchchen mit Tinte, eine alte Stahlfeder und ein Stückchen Siegellack; der Winkelſchreiber hatte die Sachen gebraucht, wenn er Eingaben anzufertigen kam. „Willſt du ſchreiben?“ fragte Busze verwundert.

„Ja,“ antwortete er, „darum komm' ich nach Hauſe. Es iſt etwas ſehr Wichtiges und muß gleich fort. Mache dich zu einem Gange bereit.“

„Ich ſoll — weggehen,“ wendete ſie ſchüchtern ein, „und du . . .“

„Ich bleibe hier, bis du zurückkehrſt,“ entgegnete er. „Aber es iſt ein weiter Weg, du wirſt ein paar Stunden brauchen. Dafür bringt er ſich auch ein. Wenn du Glück haſt, bringſt du tauſend Mark mit.“

Busze betrachtete ihn ſcheu. Sie fürchtete, es ſei

in ſeinem Kopf nicht richtig, aber ſie ſagte nichts, ſondern zog die Jacke an, die an dem kahlen Bettpfoſten hing, und knüpfte das ſchwarze Tuch um den Kopf zurecht.

Währenddeſſen ſchrieb der Mann am Tiſch mit großen lateiniſchen Buchſtaben in litauiſcher Sprache auf das Blatt: „Der Wirt Pawils Lauronatis, der den Juden erſchoſſen hat, ſitzt jetzt in ſeinem Hauſe zu Bilguhnen. Die Herren können ihn dort gefangen nehmen. Die Anzeige macht die Frau Busze Lauronatene, die es weiß. Sie erhält dafür die tauſend Mark, die von den Juden auf ſeinen Kopf geſetzt ſind. Warum ſie's tut, das geht keinen etwas an. Sie bekommt das Geld."

Er ſchwenkte das Blatt, bis die Schrift trocken war, legte es klein zuſammen und verſchloß den Brief mit dem Siegellack, ſo daß die Kanten nur eben zuſammenhielten. Obenauf ſchrieb er: „Pons Staatsanwalt." Dann reichte er ihn ſeiner Frau. „Der Herr Staatsanwalt wird auf dem Gericht ſein," ſagte er ganz ruhig. „Geh' zu ihm und laß dir den Brief nicht von einem anderen aus der Hand nehmen. Was darin ſteht, iſt eine wichtige Sache, die ſoll kein anderer erfahren. Wenn er dich aber ausfragt, ſo ſage nur: es ſteht alles richtig im Brief, und weiter nichts."

Busze nickte. „Mir iſt ſo angſt," ſagte ſie. „Bleibſt du jetzt bei uns? Aber wie kann das ſein? Sie ſuchen dich ja."

Er reichte ihr wieder die Hand. Ihre Frage beantwortete er nicht. Nach einer kleinen Weile ließ er ſie los und kehrte ſich ab. Sie ging.

Mehrere Stunden waren verlaufen. Lauronat hatte von dem Brot, das noch auf dem Tiſche lag, ein kleines Stück gegeſſen, ſich dann auf die Bank geſtreckt und geſchlafen. Die Altſitzer waren aus ihrer Kammer hereingekommen, aber gleich wieder zurückgegangen, als ſie merkten, welcher Gaſt eingekehrt war. Sie wollten für alle Fälle nichts geſehen haben. Dann, bevor Busze noch wieder zu Hauſe anlangte, trabten die beiden Gendarmen auf den Hof, ſprangen ab und traten raſch ein. Die Kinder verſteckten ſich und weinten.

Lauronat erhob ſich von der Bank und ſetzte ſich aufrecht, die Schulter an die Wand lehnend. Die Gendarmen waren mit Karabinern bewaffnet und hielten ſie ſchußfertig in der Hand. „Jetzt haben wir dich," ſagte der Wachtmeiſter, „du ſollſt uns nicht wieder durchbrennen. Ergib dich — du biſt unſer Gefangener."

Der Litauer lächelte. „Ihr habt mich, weil ich mich ſelbſt gefangen gebe," antwortete er. „Der Brief, den meine Frau überbracht hat, iſt von mir geſchrieben."

„Von dir?"

„Und ſie hat nicht gewußt, was darin ſtand. Aber ſie hat mich angezeigt und bekommt die Belohnung, wenn's nach dem Rechten geht."

Der Schulze, den die Gendarmen im Vorbeireiten instruiert hatten, kam mit einem Fuhrwerk. Lauronat erhielt den Befehl sich fertig zu machen. „Wir müssen dich binden," sagte der eine. „Wer weiß, ob es dir nicht unterwegs leid tut."

Lauronat zuckte die Achseln. „Laßt mich nur noch von den Kindern Abschied nehmen," bat er. Er winkte sie heran, küßte sie und sagte ihnen dann, sie sollten der Mutter entgegengehen und sie grüßen und ihr bestellen, daß alles gut sei.

Die Kleinen machten sich eiligst aus dem Staube. Kaum konnten sie die Dorfstraße erreicht haben, als Lauronat unter die Bank griff und sein Gewehr hervorholte. Ehe die Gendarmen zuspringen konnten, hatte er den Kolben auf die Erde gesetzt und die Stirn auf den Lauf gebückt. „Nun braucht ihr mich nicht zu binden," rief er. Mit dem Fuß drückte er ab. Ein Knall erschütterte das Haus, Pulverdampf erfüllte den Raum. Ein schwerer Körper sank von der Bank auf den Fußboden.

Als die Gendarmen entsetzt zutraten, lag Lauronat mit zerschmettertem Schädel da. Es war kein Leben mehr in ihm.

Der Wachtmeister zog seine lederne Brieftasche unter dem Uniformrock vor und schrieb den Rapport. „Er behält recht," knurrte er. „Zu binden brauchen wir ihn nicht."

Druck von Grimme & Trömel in Leipzig.

F 1506b X10: 100.000

Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung.

Die Stiftung ist ein rein gemeinnütziges Unternehmen unter Ausschluß aller privaten Erwerbsinteressen. Ihr Zweck ist, „hervorragenden Dichtern durch Verbreitung ihrer Werke ein Denkmal im Herzen des deutschen Volkes zu setzen" und durch Verbreitung guter Bücher der schlechten Literatur den Boden abzugraben. Seit dem Jahre 1903 verteilt sie alljährlich an eine stetig wachsende Zahl von Volksbibliotheken sorgfältig ausgewählte Zusammenstellungen guter volkstümlicher Bücher. Bis Ende 1909 wurden 245.954 Bücher an Volksbibliotheken verteilt.

Die Auflage der von der Stiftung herausgegebenen Sammlungen „Hausbücherei" und „Volksbücher" betrug bis Oktober 1910: 1.220.000 Exemplare.

Abzüge des Werbeblatts, des letzten Jahresberichts, auch des Aufrufs und der Satzungen usw. werden von der Kanzlei der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung in Hamburg-Großborstel gern unentgeltlich übersandt.

Die Stiftung erbittet jährliche oder einmalige Beiträge. Für Beiträge von 2 Mk. an gewährt die Stiftung durch Übersendung eines Einzelbandes ihrer „Hausbücherei" oder „Volksbücher" Gegenleistung.

Gute und billige Bücher

Unter den mancherlei billigen Sammlungen, die in den letzten Jahren zur Verbreitung guter Literatur geschaffen wurden, zeichnen sich die Bücher der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung durch sorgfältige literarische Auswahl und ausgezeichnete Ausstattung aus: holzfreies Papier, schönen und großen Druck, abwaschbaren, geschmackvollen Einband. Diese Eigenschaften haben in Verbindung mit dem äußerst billigen Preise den beiden Sammlungen der Stiftung schnell große Verbreitung verschafft.

Bisher sind erschienen:

Hausbücherei

(gebunden, jeder Band 1 Mark)

Bd. 1. Heinrich von Kleist: Michael Kohlhaas. Mit Bild Kleists. 7 Vollbilder von Ernst Liebermann. Einleitung von Dr. Ernst Schultze. *11.-20. Taus.* 170 S.

Bd. 2. Goethe: Götz von Berlichingen. Mit Bild Goethes. Einleitung v. Dr. W. Bode. *6.-10. Taus.* 178 S.

Bd. 3. Deutsche Humoristen. *1. Bd.:* Ausgew. humor. Erzählungen v. P. Rosegger, W. Raabe, Fr. Reuter und A. Roderich. *40.-45. Taus.* 221 S.

Bd. 4. Deutsche Humoristen. *2. Bd.:* Cl. Brentano, E. Th. A. Hoffmann, H. Zschokke. *20.-25. Taus.* 222 S.

Bd. 5. Deutsche Humoristen. *3. Bd.:* Hans Hoffmann, Otto Ernst, Max Eyth, Helene Böhlau. *30.-35. T.* 196 S.

Bd. 6/7. Balladenbuch. *1. Bd.:* Neuere Dichter. *16.-20. T.* 498 S. 2 Mark.

Bd. 8. Herm. Kurz: Der Weihnachtsfund. Eine Volkserzählung. Mit Bild Kurz'. Einleitung v. Prof. Sulger-Gebing. *6.-10. Taus.* 209 S.

Bd. 9. Novellenbuch. *1. Bd.:* C. F. Meyer, E. v. Wildenbruch, Fr. Spielhagen, Detl. v. Liliencron. *26.-35. Taus.* 194 S.

Bd. 10. Novellenbuch. *2. Bd.* (Dorfgeschichten): E. Wichert, H. Sohnrey, W. v. Polenz, R. Greinz. *16.-20. T.* 199 S.

Bd. 11. Schiller: Philosophische Gedichte. Ausgew. u. eingel. v. Prof. E. Kühnemann. Mit Bild Schillers. *6.-10. T.* 230 S.

Bd. 12/13. Schiller: Briefe. Ausgew. und eingel. von Prof. E. Kühnemann. Mit 2 Bildern Schillers. 2 Bände in 1 Bande. *6.-10. Taus.* 226 u. 302 S. 2 Mark.

Bd. 14. Novellenbuch. *3. Bd.* (Geschichten aus deutscher Vorzeit): A. Schmitthenner, J. J. David, W. Hauff. *11.-20. Taus.* 246 S.

Bd. 15. Novellenbuch. *4. Bd.* (Seegeschichten): Joachim Nettelbeck, W. Hauff, Hans Hoffmann, W. Jensen, Wilh. Poeck, Johs. Wilda. *16.-20. Taus.* 179 S.

Bd. 16. Auswahl aus den Dichtungen Eduard Mörikes. Herausgeg. u. eingel. v. Dr. J. Loewenberg-Hamburg. Mit Bild u. Silhouette Mörikes. *11.-20. Taus.* 235 S.

Bd. 17. Heine-Buch. Eine Auswahl aus Heinrich Heines Dichtungen. Herausgeg. und eingel. von Otto Ernst-Hamburg. Mit Bild Heines. *6.-10. Taus.* 203 S.

Bd. 18 u. 19. Goethes ausgewählte Briefe. Herausgeg. u. eingel. v. Dr. Wilh. Bode-Weimar. Mit Bildern Goethes. 2 Bände. *11.-15. Taus.* 169 u. 197 S.

Bd. 20/21. Deutsches Weihnachtsbuch. Eine Sammlung der schönsten u. beliebtesten Weihnachtsdichtungen in Poesie u. Prosa. *16.-20. Taus.* 413 S. 2 Mark.

Bd. 22. Novellenbuch. *5. Bd.* (Frauennovellen): Cl. Viebig, L. v. Strauß u. Torney, Lou Andreas-Salomé, M. R. Fischer. *11.-20. Taus.* 198 Seiten.

Bd. 23. Novellenbuch. *6. Band.* (Kindheitsgeschichten): A. Schmitthenner, H. Aeckerle, M. Lienert, M. v. Rentz, Hans Land, A. Bayersdorfer, Th. Niese, Th. Mann. *11.-20. Taus.* 199 S.

Bd. 24. Novellenbuch. *7. Bd.* (Kriegsgeschichten): Carl Beyer, H. v. Kleist, W. v. Conrady, M. v. La Roche, D. v. Liliencron, Th. Fontane. *11.-20. Taus.* 177 S.

Bd. 25/26. Balladenbuch. *2. Bd.:* Ältere Dichter. *6.-10. T.* 518 S. 2 Mark.

Bd. 27. Karl Immermann: Preußische Jugend zur Zeit Napoleons. Herausgeg. u. eingeleitet von Dr. Wilhelm Bode-Weimar. Mit Bild Immermanns und 3 Bildern Magdeburgs. *6.-10. Taus.* 171 Seiten.

Bd. 28. Martin Luther als deutscher Klassiker, nebst einer Einführung von Dr. Eugen Lessing. Mit Bild Luthers. 176 Seiten. *6.-10. Taus.*

Bd. 29/30. Deutsche Humoristen. *4. und 5. Bd.* (Humoristische Gedichte.) 351 Seiten. 2 Mark. *6.-10. Taus.*

Bd. 31. Deutsche Humoristen. *6. Bd.:* E. Th. A. Hoffmann, B. v. Arnim, Fr. Th. Vischer, A. Bayersdorfer, Henry F. Urban, Ludw. Thoma. 160 S. *11.-20. Taus.*

Bd. 32. Max Eyth: Geld und Erfahrung (humoristische Erzählung). Mit Original-Illustrationen von Th. Herrmann und Einleitung von Dr. C. Müller-Rastatt, Hamburg. 176 Seiten. *6.-10. Taus.*

Bd. 33. Ludwig Uhland: Ausgewählte Balladen und Romanzen. Mit Einleitung von K. Küchler, Altona, und Illustrationen von H. Schroedter, Karlsruhe. 160 S.

Bd. 34. J. J. David: Ruzena Capek. Cyrill Wallenta. Mit Einleitung von A. v. Weilen und Bild Davids. 146 S.

Bd. 35. Ludwig Finckh: Rapunzel. Mit Bild L. Finckhs und Einleitung von M. Lang. 159 S.

Bd. 36. Grethe Auer: Marrakesch. Mit Bild Gr. Auers und Einleitung von Dr. H. Bloesch. 192 S.

Geschenkausgaben

in prächtigem, biegsamem Einband mit Goldschnitt sind zum Preise von je 4 Mark hergestellt von:

Bd. 6/7 (rot, Ganzleder) — Bd. 12/13 (grün, Ganzleder)
Bd. 18/19 (grau, Ganzleder) — Bd. 20/21 (weiß, Dermatoid)
Bd. 25/26 (rot, Ganzleder) — Bd. 29/30 (rot, Ganzleder).

Schillerbuch, enth. Einltg. über Schillers Leben, die Glocke, Balladen, Tell. Mit Bild Schillers. 346 S. *21.-30. T.* Geb. 1 M.

Volksbücher.

Heft 1. 50 Gedichte v. Goethe. 95 S. Geh. 20, geb. 50 Pf. *11.-20. T.*

Heft 2. Schiller: Tell. *11.-20. T.* 19 S. Geh. 30, geb. 60 Pf.

Heft 3. Schiller: Balladen. *31.-40. T.* 108 S. Geh. 20, geb. 50 Pf.

Heft 4. Schiller: Wallensteins Lager. Die Piccolomini. 215 S. Geh. 30, geb. 60 Pf. *11.-20. T.*

Heft 5. Schiller: Wallensteins Tod. 222 S. Geh. 30, geb. 60 Pf. *11.-20. T.*

Heft 4 und 5 in einen Band gebunden 1 Mark. 11.-20. T.

Heft 6. Brentano: Die Geschichte vom braven Kasperl u. dem schönen Annerl. Ill. v. W. Schulz. 59 S. Geh. 15, geb. 40 Pf. *11.-20. T.*

Heft 7. E. Th. A. Hoffmann: Das Fräulein von Scuderi. 113 S. Geh. 20, geb. 50 Pf.

Heft 8. Fr. Halm: Die Marzipanliese. Die Freundinnen. Ill. v. H. Amberg. 124 S. Geh. 20, geb. 50 Pf. *11.-20. T.*

Heft 9. Fritz Reuter: Woans ick tau 'ne Fru kamm. 61 S. Geh. 15, geb. 40 Pf. *11.-20. T.*

Heft 10. Max Eyth: Der blinde Passagier. Ill. v. Th. Herrmann. *21.-30. T.* 68 S. Geh. 20, geb. 50 Pf.

Heft 11. Marie von Ebner-Eschenbach: Die Freiherren von Gemperlein. *11.-20. T.* 82 S. Geh. 20, geb. 50 Pf.

Heft 12. Wilhelm Jensen: Über der Heide. *11.-20. T.* 127 S. Geh. 25, geb. 55 Pf.

Heft 13. Ernst Wichert: Der Wilddieb. 144 S. Geh. 30, geb. 60 Pf. *11.-20. T.*

Heft 14. Levin Schücking: Die drei Großmächte. Illustr. v. H. Schroedter. 96 S. Geh. 25, geb. 55 Pf. *11.-20. T.*

Heft 15. Ludwig Anzengruber: Der Erbonkel u. andere Geschichten. *11.-20. T.* 86 S. Geh. 25, geb. 55 Pf.

Heft 16. Helene Böhlau: Kußwirkungen. *11.-20. T.* 68 S. Geh. 20, geb. 50 Pf.

Heft 17. Ilse Frapan-Akunian: Die Last. *11.-20. T.* 87 S. Geh. 25, geb. 55 Pf.

Heft 18. H. v. Kleist: Die Verlobung in St. Domingo. Das Erdbeben in Chili. Der Zweikampf. 142 S. Geh. 30, geb. 60 Pf.

Heft 19. Peter Rosegger: Der Adlerwirt von Kirchbrunn. 139 S. Geh. 30, geb. 60 Pf. *11.-20. T.*

Heft 20. Ernst Zahn: Die Mutter. *11.-20. T.* 66 S. Geh. 20, geb. 50 Pf.

Heft 21. E. J. Groth: Die Kuhhaut (Humoreske). Mit Illustr. v. Gg. O. Erler. 40 S. Geh. 15, geb. 40 Pf. *11.-20. T.*

Heft 22. A. Schmitthenner: Die Frühglocke. Mit Illustr. v. Wilh. Schulz. *11.—20. T.* 64 S. Geh. 20, geb. 50 Pf.

Heft 23. G. Freytag: Karl d. Große. — Friedrich Barbarossa. Minnesang und Minnedienst zur Hohenstaufenzeit. 80 S. Geh. 25, geb. 55 Pf.

Heft 24. Fr. Spielhagen: Hans u. Grete. Mit Illustr. v. Th. Herrmann. *11.-20. T.* 174 S. Geh. 40, geb. 75 Pf.

Heft 25. St. v. Kotze: Geschichten aus Australien. 88 S. Geh. 25, geb. 55 Pf.

Heft 26. Paul Heyse: Andrea Delfin. 136 S. Geh. 30, geb. 60 Pf.

Heft 27. H. Billinger: Leodegar, der Hirtenschüler. Mit Ill. v. H. Eichrodt. 72 S. Geh. 20, geb. 50 Pf.

Heft 28. Otto Ludwig: Aus dem Regen in die Traufe. Ill. v. H. Schroedter. 123 S. Geh. 25, geb. 55 Pf.

Heft 29. Richard Huldschiner: Fegefeuer. Mit Buchschmuck v. H. Amberg. 250 S. Geh. 70 Pf., geb. 1 Mark.

Heft 30. Franz Grillparzer: Weh dem, der lügt! 132 S. Geh. 25, geb. 55 Pf.

Druck von Grimme & Trömel in Leipzig.

11743

LG
W6336w

Author Wichert, Ernst

Title Der Wilddieb.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU, Boston